

Wort ist Saat,  
reißt zur That!

# Tannengrün.

Ein Buch zur Unterhaltung der Jugend

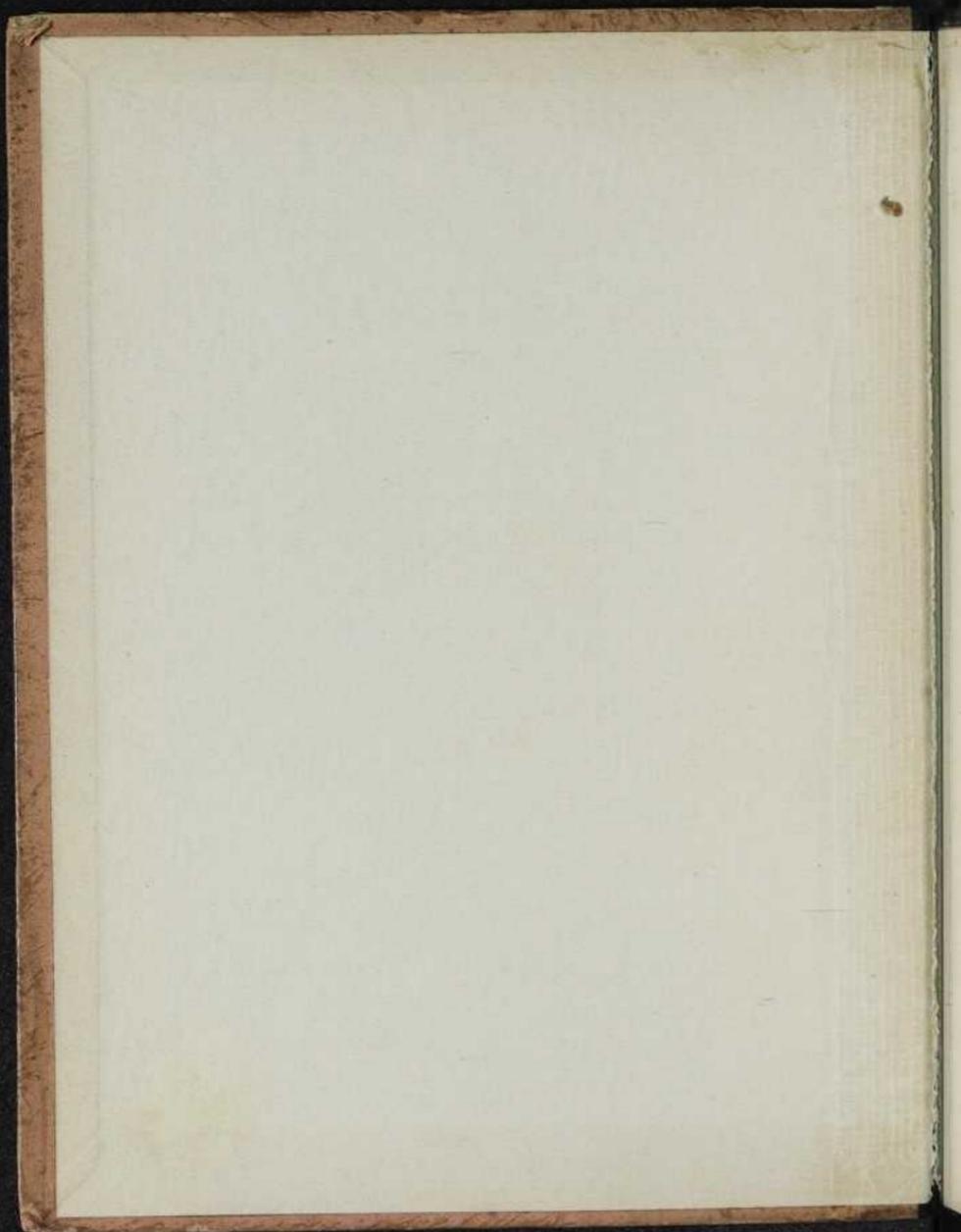
von

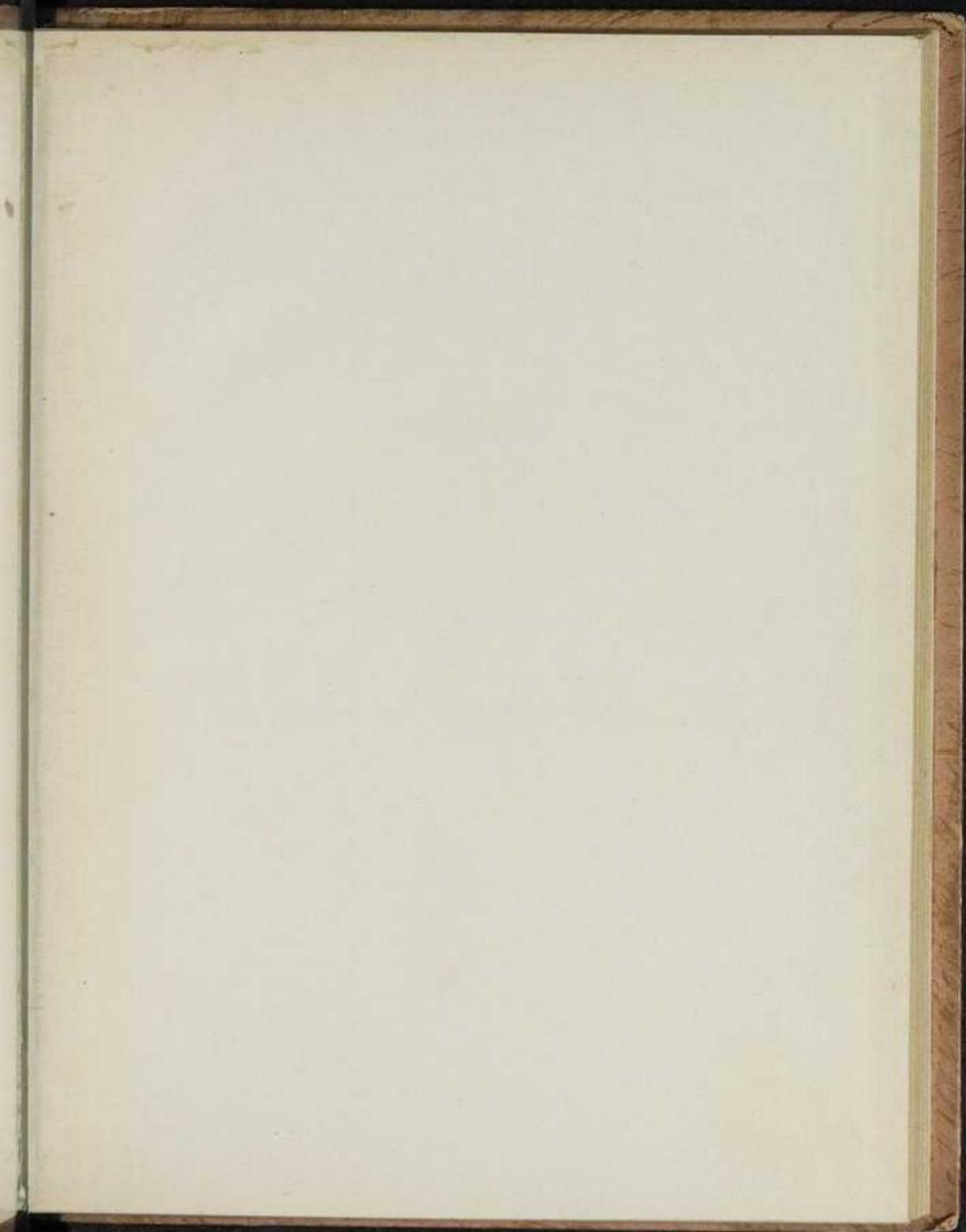
S. Keller und A. Chr. Jessen.

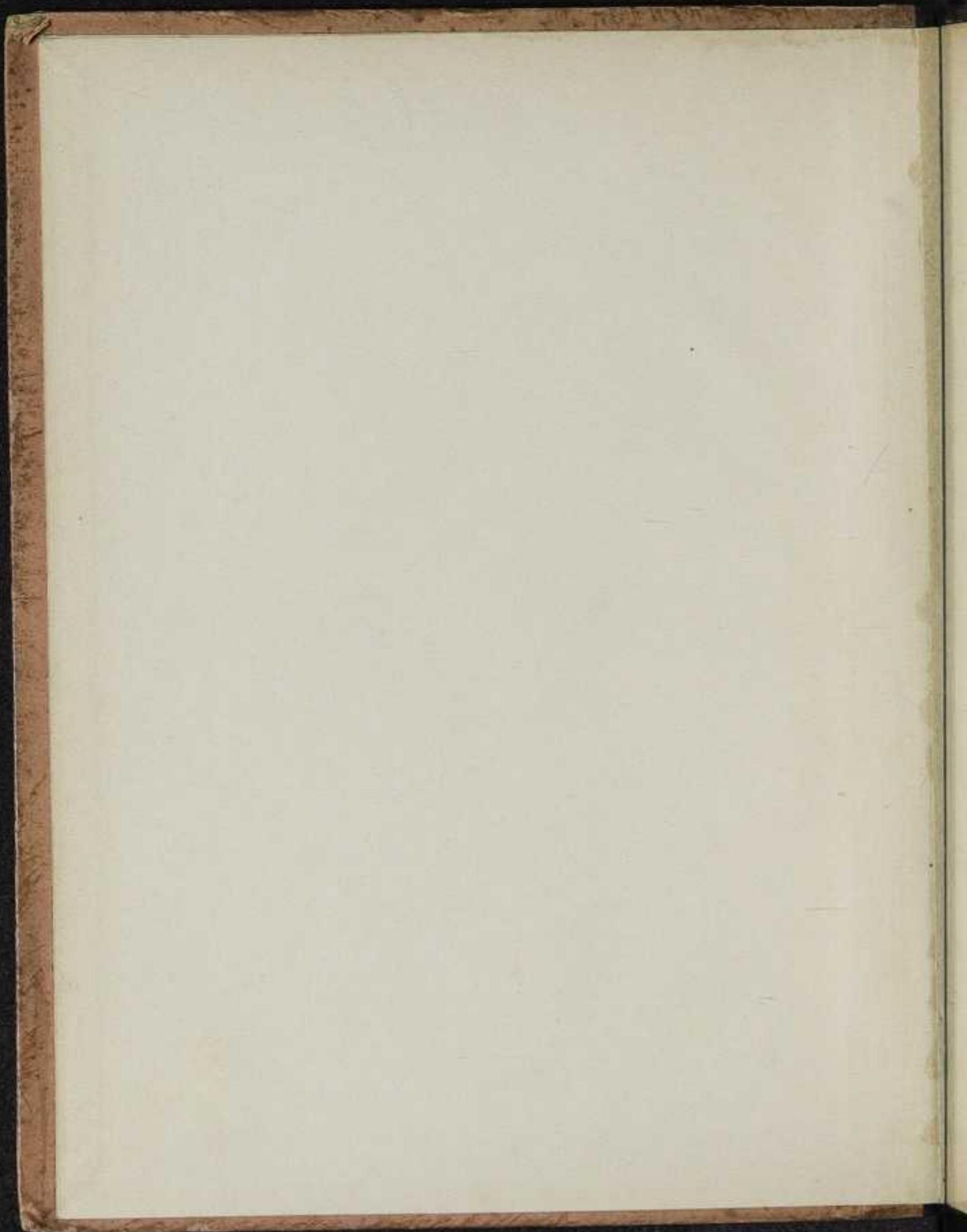
Wien.

Truck und Verlag von Waldemar Jessen.

17







11833

# Tannengrün.

Ein Büchlein

zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben

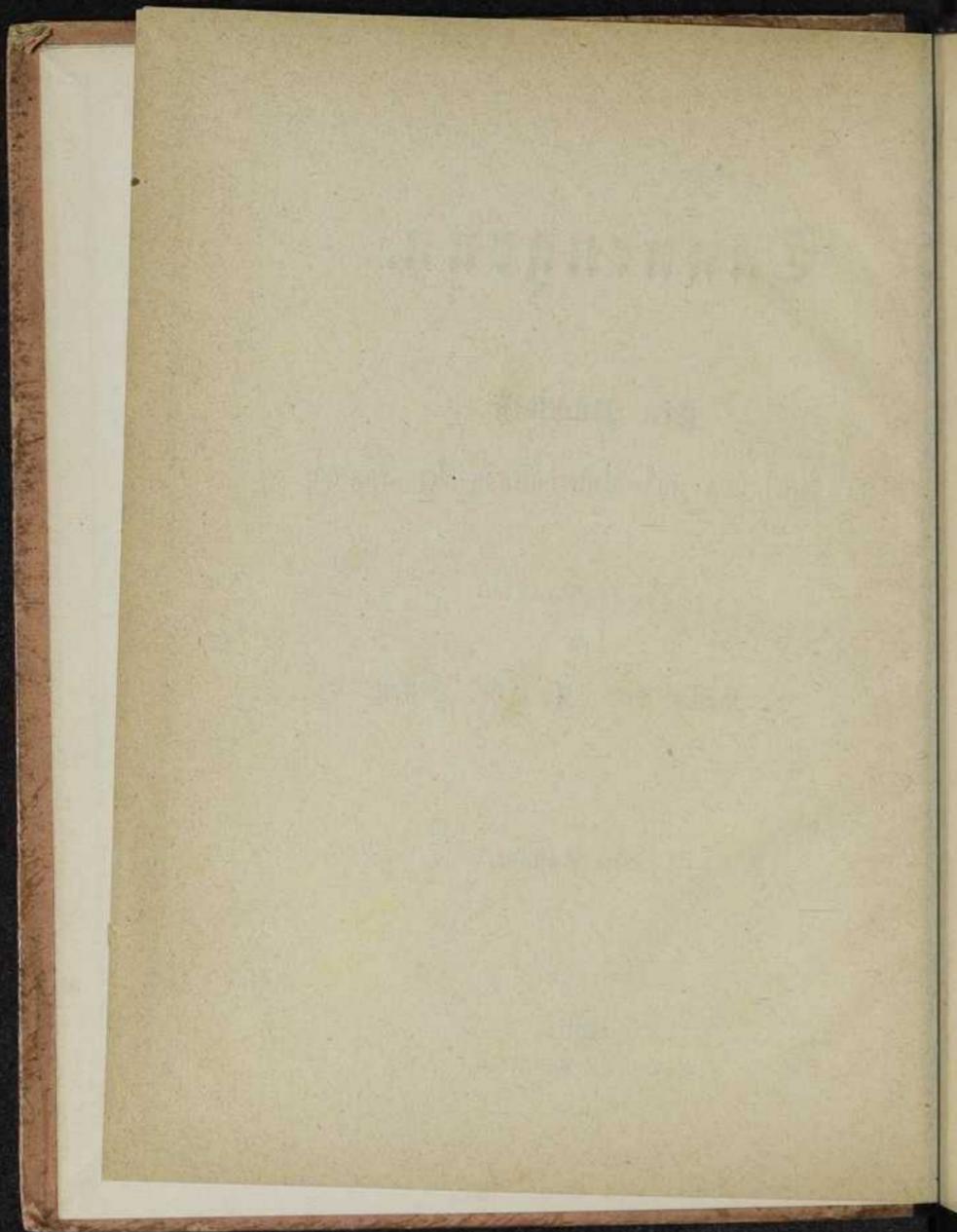
von

S. Heller und A. Chr. Bessen.

Zweite Auflage.

Wien.

Druck von Karl Rauch.



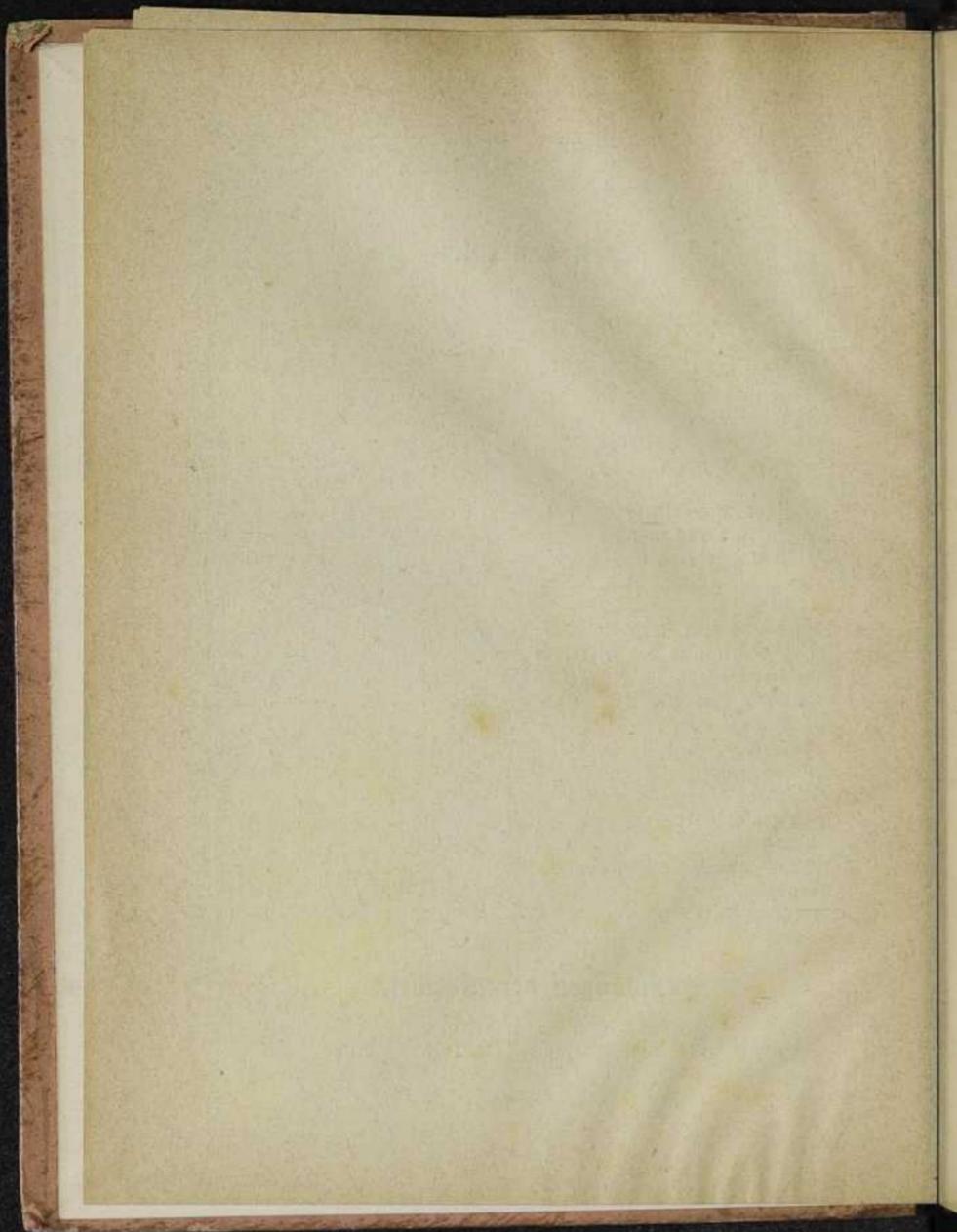
## Inhalt.

	Seite
Im Himmel . . . . .	1
Der Argonautenzug . . . . .	7
Der Libanon . . . . .	11
Winterlied . . . . .	14
Zur Geschichte der Werkzeuge . . . . .	14
Eine treffende Antwort . . . . .	19
Räthsel . . . . .	21
Das Ross des Raubritters . . . . .	21
Die Sahara und das Kameel . . . . .	27
Spinn-Jenny . . . . .	32
Räthsel . . . . .	35
Die Forelle . . . . .	35
Der Kaiser und sein Narr . . . . .	37
Der Thautropfen und der Diamant . . . . .	41
Ein Weihnachtsabend im Zwergenreiche . . . . .	42
Die Salzwerke von Wieliczka . . . . .	49
Johann Keppler . . . . .	51
Eine Schwalbe . . . . .	57
Die Seenonnen . . . . .	59
Der Borkentäfer . . . . .	61
Landgraf, werde hart . . . . .	62
Erfindungen . . . . .	65
Ein Urwald und seine Bewohner . . . . .	67
Das Kennthier . . . . .	72
Eine theuere Bude . . . . .	75

### Auflösungen der Räthsel.

Seite 21: 1. Weinberg. — 2. Ofen.

Seite 35: 1. Schwarzwald. — 2. Reh — Kuh.



## Im Himmel.

Draußen fiel in der Abenddämmerung der Schnee leise, leise hernieder auf die kahle Erde. Es war als schwebten Engel mit weißen Fittigen herab, um die zarten Keime ringsumher weich zu betten, um ihnen ein schmeichelndes Lied zu singen von Lenzeslust und Lenzespracht. Allüberall über Höh und Thal war tiefer Friede ausgebreitet, nur da drinnen in der einsamen, niedern Bauernhütte kämpfte eine Menschenbrust mit ihrem Schmerze, neckte ein junges Weib das Fickwert, das vor ihr ausgebreitet lag, mit heißen Thränen. Von Zeit zu Zeit warf sie einen innigen Blick auf ihre Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die im traulichen Winkel, welchen die Glut des alten Rachelofens lieblich mit röthlichem Scheine malte, harmlos spielten. Sie hatten zwei Stück Holz aufgestellt und ein drittes darüber gelegt, so dafs es ein Thor bildete, und es mit Bändern geschmückt. „So, nun ist die Ehrenpforte fertig, Marie!“ sprach der Knabe heiter lächelnd zum jüngeren Schwesterchen. „Horch, jetzt kommen schon die Soldaten. Hörst du die Musik?“ Und er trällerte einen Marsch und ließ Tannenzapfen, welche die Soldaten vorstellten, durch die Ehrenpforte durchmarschieren. Einer dieser stolzen Krieger, wahrscheinlich ein Grenadier, denn er war um einen Zoll höher als die Pforte, vergafs, sich zu bücken, und rifs das ganze Gebäude mit sich. Die

Kinder richteten es nicht wieder auf, sie waren des Spieles müde. „Nicht wahr, Johannes,“ begann das Mädchen, „das war eine Pracht, den langen Zug der Soldaten mitanzusehen, die mit grünem Reifig geschmückt durch die Ehrenpforte in die Stadt zogen, während die Musik so lustig aufspielte, alle Glocken läuteten, die Leute mit den Tüchern schwenkten und „Hurrah!“ riefen. O, mir hätte es gar so gut gefallen, hätte nur die Mutter nicht gar zu sehr geweint. Wo bleibt aber auch der Vater, es ist ja kein Krieg mehr, und alle Soldaten kommen jetzt wieder heim aus Frankreich.“

— „Da sieht man, daß ihr Mädchen gar nichts vom Krieg versteht; der Vater ist in Frankreich zurückgeblieben, weil sie jetzt eine große eiserne Kette um Frankreich legen, daß es sich nicht mehr rühren kann, und der Vater ist ja ein Schmiedegesell und was für einer!“ entgegnete der Knabe mit altklugen Mienen. „Nicht wahr, der Vater ist noch in Frankreich drüben!“ rief er zur Mutter hinüber. Diese sah die Kinder mit einem langen, schmerzlich-innigen Blicke an und sprach mit bewegter Stimme: „Euer Vater ist im Himmel!“ „Siehst du's,“ sprach das Schwesterchen, „wer Recht hat,“ und kehrte in den Spielwinkel zurück, der Knabe aber blieb lange sinnend stehen, sah der Mutter in das bleiche Angesicht und gar ernste Gedanken schienen ihn zu bewegen. Plötzlich zuckte es über sein Gesicht, wie ein Strahl der innigsten Freude, er trat zur Mutter hin und sprach: „Gute Nacht! schlaf wohl! ich gehe zu Bett.“ Bald darauf hatte das Kind die Augen geschlossen, aber es schlief nicht. „Im Himmel,“ murmelte es leise vor sich hin, „ja jetzt kann ich mir denken, warum der Vater so lange verweilt, da droben mag's ihm wohl gefallen bei dem lieben Gott und seinen Engeln. Aber ich will morgen, recht früh, hinauf gehen

in den Himmel und dem Vater sagen, daß die Mutter so viel um ihn weint, dann geht er gewiß gleich mit mir nach Hause. O, wie wird sich die Mutter freuen, wenn ich den Vater wieder bringe. Ich weiß, wo man in den Himmel hinabsteigt, dort am Ziegenberg beugt er sich ja ganz hinab; da klopf' ich an und sag' das Sprüchlein, das mir die selige Großmutter gelehrt hat: „Macht' das Pfortlein auf geschwind, es kommt ein gutes, frommes Kind! Es kommt ein — gutes — frommes — Kind, ein — gutes, — frommes — —“ und Johannes war eingeschlafen. Liebliche Träume wiegten den Jungen die ganze Nacht und früh am Morgen, da erwachte er, wie gerufen, schlüpfte leise, leise in seine Kleider, und hinaus zur Thüre. Im Vorhause lehnte ein Stock, den nahm er mit und nun gieng's hinaus auf die schneebedeckte Fläche, dem Walde zu. In dem frischen Schnee waren Fußstapfen eingetreten, diesen gieng der Knabe nach. Es war grimmig kalt, bald war das Näslein roth gefroren und es kam ihm manchmal vor, als zupfe ihn einer am Kocke und flüstere ihm zu, wieder heimzukehren und in das warme Bettlein zu schlüpfen. Er stand einen Augenblick stille, da trat das Bild der bleichen, weinenden Mutter vor seine Seele und er schritt rüstig vorwärts. Er nahm eine Hand voll Schnee, ballte ihn und warf ihn in einen Baum. Da flog mit großem Geschrei ein Rabe auf und schwebte durch die Luft dahin. „So ein Vogel hat's gut, der braucht bloß seine Flügel zu rühren und er kann in den Himmel hineinfliegen. Wer sich auf einen solchen Vogel aufsetzen könnte, der wäre wohl bald dort. Aber ein schwarzer Gefelle darf gewiß nicht in den Himmel, dorthin kommen gewiß nur die sanften Tauben und die frommen Lerchen.“ So sprach der Knabe leise vor sich hin. Plötzlich that er einen gellenden

Schrei, der im Walde mehrfach wiederhalte. Jemand hielt ihn am Rößchen fest und als er sich erschrocken umwandte, stand ein kleiner weißer Mann hinter ihm. Es war ein Schlehenstrauch, aber der sonst so vernünftige Junge nahm, einmal erschreckt, Reißaus und stürmte, ohne auf den Weg zu achten, vorwärts. Als er stille stand, merkte er zu seinem Schrecken, daß er sich verirrt habe. Er lief bald hier bald dorthin, umsonst! er konnte den rechten Weg nicht finden, dazu quälte ihn ein furchtbarer Hunger, alle Glieder am Leibe waren erstarrt, und noch dazu befiel ihn eine Müdigkeit, die ihn fast zu Boden drückte. Dort ragt ein Stein hervor aus dem Schnee, dort will er ein wenig ausruhen. Wie wohl das thut! Und nun kommt der Schlaf mit seinen eisigen Fäden und webt ein Netz daraus und wirft es auf die Augen des Kindes, daß er sie nicht mehr öffnen kann, und er hört ein Singen und Klingen so lieblich, so süß. Ist er vielleicht schon im Himmel? Er fällt vom Stein in den Schnee, er weiß es nicht, der eisige Schlaf schlingt seine Arme immer fester und fester um seine zarten, erstarrten Glieder!

Und wie Johannes die Augen wieder aufschlägt, da liegt er in einem weichen, weißen Bettchen, das blaue Vorhänge umwallen, so dünn wie Spinnweben, so glänzend wie Gold, und ihm gegenüber da sieht er von goldenen Rahmen eingefasst sich selbst noch einmal, und wie er erstaunt die Hand erhebt, da macht's der gegenüber auch so, und nicht weit davon, da wiegt sich in einem goldenen Hause ein prächtiger Vogel und von fernher ertönen süße liebliche Harfentöne und alles ringsumher ist so wunderbar, so wunderbar, wie es Johannes noch nie gesehen. „Gewiß, ich bin im Himmel!“ spricht der Knabe und lächelt leise vor sich hin. Da tritt eine Frau herein in prächtigen Gewändern, so lieblich anzu-

sehen, und schleicht leise an das Bett, und wie sie den Knaben frisch und gesund erblickt, ruft sie freudig in's Nebenzimmer: „Der Knabe ist erwacht, er lächelt!“ Da tritt ein Mann herein, dem funkelt ein großer Stern an der Brust, und er ist von Kindergestalten umringt, mit goldigen Locken das liebliche Angesicht umrahmt, wie die Engel anzusehen. „Gott sei Dank!“ sprach die Frauengestalt, „du lebst, wir haben dich auf der Straße zu Eis erstarrt gefunden und haben dich in unsern Wagen genommen, und nun bist du“ — „Im Himmel, ich weiß, ich bin im Himmel!“ rief Johannes fröhlich aus, und nun führt mich nur schnell zu meinem Vater, daß er mit mir heimkehret, die Mutter weint gar sehr um ihn. Wo ist mein Vater?“ Alle sahen den Knaben erstaunt an und der Herr mit dem Sterne auf der Brust sprach: „Das Kind redet irre! Sag mein Kind, was ist's mit deinem Vater!“ Und Johannes erzählte alles, was er mußte, und als er geendet hatte, da verstanden sie den Knaben wohl, und die guten Menschen hatten so viel heilige Scheu vor des Kindes frommem, einfältigem Gemüth, daß sie nicht einmal über die Reden des Kleinen lächelten. „Wie hieß dein Vater, liebes Kind?“ frug der Herr. „Christian Hammer heißt er,“ sprach bestimmt der Knabe, „er ist Korporal im vierten Landwehrregiment.“ „Wie? Hammer, Christian Hammer heißt dein Vater! Frau, das ist der brave Soldat, der mir das Leben gerettet, und dafür das seinige hingab. Wie wunderbar sind doch die Fügungen Gottes, daß ich, der ich vergeblich nach der Familie des Mannes geforscht, sein Kind von dem Tode erretten mußte; Gott sei Lob und Dank! Tausend Lob und Dank!“ Da trat ein Mann in's Zimmer. „Doktor, lieber Doktor!“ rief ihm der Herr entgegen, „sehen Sie sich doch da unsern Patienten an, und

sagen Sie mir, ob es schon so weit ist, daß ich ihn zusammenpacken und zu seiner Mutter bringen kann, das Räthsel, das um ihn schwebte, hat sich wunderbar gelöst.“ Der Doktor warf auf Johannes einen forschenden Blick und sprach lächelnd: „Der Schneemann ist aufgethaut, nun kann er in Gottes Namen reisen.“

Eine Stunde später saß Johannes in einen warmen Pelz gehüllt zwischen dem Herrn und der Frau in einem prächtigen, mit zwei Schimmeln bespannten Schlitten. Das Schlittengeläute tönte durch die Stille dahin so lieblich und hell, daß dem Knaben bald froher um's Herz wurde, das nur um die Hoffnung ärmer war, den Vater mit sich heimzubringen. Und so oft ihm seine Begleiter erzählen wollten, wie es hergegangen, daß sie ihn gefunden und gerettet, schloß er seine Augen, als wollte er schlummern; brachte er den Vater schon nicht mit, so wollte er doch wenigstens im Himmel gewesen sein. Immer bekannter kam ihm die Gegend vor, immer näher kam er der Heimat, und immer weher wurde ihm um's Herz, der Mutter keinen Trost bringen zu können. Er freute sich darüber, daß man vor der Schmiede, die eine Viertelstunde vor dem Dorfe lag, still halten und verweilen mußte, denn ein Pferd hatte das Hufeisen verloren. Der Gefelle, der noch halb militärisch gekleidet war, salutierte vor dem Herrn und erzählte ihm, der Meister sei im Kriege gefallen und die Schmiede zu verkaufen. Bald gieng's wieder vorwärts und in wenigen Minuten hielt der Schlitten vor der Hütte, in der unsere Erzählung beginnt. Aus derselben trat eilig ein Mann — und im nächsten Augenblick lag Johannes an dem Halse — seines Vaters. Drinnen in der Stube wurde viel erzählt. Christian Hammer erzählte seinem Obersten, denn dies war der fremde Herr, daß er

bei dem Gefechte, in welchem er das Leben seines geliebten Vorgesetzten gerettet, schwer verwundet in die französische Gefangenschaft gerieth und darum erst später als die übrigen in die Heimat zurückkehrte, wohin er in dem allgemeinen Wirrnis keine Nachricht gelangen lassen konnte. Der Oberst reichte seinem Lebensretter die Hand und bat ihn, als Zeichen seiner Erkenntlichkeit die Schmiede vor dem Dorfe anzunehmen, die er für ihn kaufen wolle, und um den Dankesergießungen der guten Leute zu entgehen, erzählte er die Geschichte des Johannes, wie sie das Kind erzählt. Alle lächelten nun glücklich über den sonderbaren Einfall des Knaben und die Frau Hammer rief mit emporgewandtem Blicke aus: „Jetzt, wo uns der gute Gott so wunderbar wieder vereinigt hat, bleibt uns kein Wunsch mehr übrig, jetzt sind wir so selig, als wären wir im Himmel.“

Seller.

### Der Argonautenzug.

In uralten Zeiten lebte in Griechenland ein König, der hieß Athamas. Athamas hatte zwei Kinder, einen Sohn, Phrixus genannt, und eine Tochter, Helle. Es geschah, daß die Gemahlin des Königs starb. Bald darauf vermählte er sich zum zweitenmale; damit erhielten seine beiden Kinder eine Stiefmutter, die sie übel behandelte. Als die Kinder sich der Mißhandlungen ihrer zweiten Mutter gar nicht mehr erwehren konnten, wurde ihnen von den Göttern ein Widder mit einem goldenen Fell gesandt, auf den setzten sie sich und ließen sich von ihm durch die Luft in weite Ferne gen Kolchis tragen. Allein Helle, die Schwester, stürzte unterwegs vom Widder herab und fiel in jene Meerenge, die

Europa von Asien scheidet. Sie fand ihren Tod in den Fluten, und nach ihr heißt die Meerenge Hellespont bis auf den hentigen Tag. Phrixus kam glücklich nach Kolkhis, schlachtete hier den Widder zu einem Dankopfer, hieng des Thieres Fell, das goldene Vließ, in einem dem Kriegsgotte geweihten Haine auf, und der König zu Kolkhis, Aeetes, ließ den goldenen Schatz durch einen feuerspeienden Drachen bewachen.

Die Sage von dem seltenen Kleinode, das der Hain in Kolkhis barg, drang bald in alle Welt, auch den Griechen blieb sie nicht verborgen, und da der Widder aus Griechenland gekommen war, so glaubten die Griechen einen rechtlichen Anspruch an sein Vließ zu haben. Allein eine Reise nach dem fernem Kolkhis war so gefährlicher Art, daß sich lange niemand fand, der sie zu unternehmen den Muth hatte. Endlich aber erbot sich Jason, der von einem Bruder des Athamas abstammte, ein Mann voll Stärke, Muth und Tapferkeit, das Wagnis zu unternehmen. Er verband sich mit vielen edlen Helden, unter denen Kastor und Pollux, Theseus und Herkules, ferner auch Orpheus, der unsterbliche Sänger, genannt werden, welch' letzterer durch die Macht seines Gesanges zu bewirken verstand, daß wilde Thiere gezähmt wurden, die Bäume zu tanzen anfiengen und die Flüsse in ihrem Lauf still standen. Sämmtliche Helden bestiegen ein gewaltiges Schiff mit Namen Argo, und traten dann als Argonauten ihre Reise beim Vorgebirge Magnesia an. Auf dem Wege hatten sie mancherlei Gefahren zu bestehen, die sie aber alle glücklich überwandten. Eine der ärgsten war, zwischen den schwimmenden cyanäischen Felsen hindurchzufahren. Diese Felsen fuhren, sobald sich ein Gegenstand zwischen sie hindurch wagte, mit Blitzschnelle und mit unbe-

schreiblicher Kraft wider einander, so daß der Gegenstand allso gleich zerschmettert wurde. Als die Argonauten bei den Felsen ankamen, ließen sie eine Taube voraus fliegen, da prallten die Felsen zusammen und es rettete sich die schnelle Taube nur mit genauer Noth. Von der Wucht des Stoßes zurückgeworfen, fuhren die Felsen wieder auseinander. Den Augenblick erfahen sich die Argonauten und segelten schnell hindurch, während Orpheus seine schönsten Lieder ertönen ließ, durch welche die Felsen bezaubert wurden und vollends stille standen.

Endlich langten die Helden in Kolchis an. Sie fanden an dem König Aetes einen wilden Barbaren, der sich aus Furcht von der Macht der Argonauten zwar nicht geradezu weigerte, das goldene Vließ auszuliefern, aber dem Jason drei gefährliche Arbeiten auferlegte, durch welche er den edlen Helden zu verderben hoffte. Zunächst sollte er nämlich zwei flammenspeiende Stiere des Gottes Vulcan an eine diamantene Pflugschar spannen und damit vier Morgen noch nie beackerten Landes umpflügen. Hierauf sollte er eine Anzahl von Drachenzähnen in die frisch gezogenen Furchen säen und mit den geharnischten Männern kämpfen, welche aus denselben hervorwachsen würden. Endlich sollte er den Drachen, der das Fell bewachte, überwinden. Habe er diese drei Arbeiten glücklich vollbracht, dann erst solle er mit dem goldenen Vließ von dannen ziehen.

Jason war ein Liebling der beiden Göttinnen Juno und Minerva, und diese erweckten ihm in der Medea, der eigenen Tochter des barbarischen Königs, eine treue Freundin. Medea war in allerlei Zauberkünsten wohl erfahren. Zunächst machte sie den Helden fest gegen Feuer und Stöße und begabte ihn mit übermenschlicher Kraft, damit es ihm gelinge, die feuerspeienden Stiere zu bändigen. Dann gab sie ihm

einen bezauberten Stein, den er unter die geharnischten Männer werfen sollte und um den sie mit einander kämpfen und sich dabei gegenseitig erschlagen würden. Zuletzt reichte sie ihm einen einschläfernden Saft, den er unter eine für den Drachen bestimmte Speise zu mischen hätte; dem schlafenden Drachen könne er am leichtesten das Bließ entwinden. Jason befolgte treulich die Rathschläge der Medea und gelangte dadurch in den Besitz des Kleinodes. Als er dies gewonnen, vermählte er sich heimlich mit seiner klugen und schönen Freundin, und eilte mit ihr, ihrem kleinen Bruder Absyrtus, dem Bließe und allen seinen Gefährten in der Nacht auf der Argo davon.

Des andern Morgens erwachte der König Aetes und fand weder das Bließ noch seine Kinder mehr vor. Da ließ er eiligst ein Schiff bemannen und setzte den Flüchtlingen nach. Erst an der Mündung der Donau, die damals unter dem Namen Ister bekannt war, bekam er sie in Sicht. Als Medea in der Ferne die Segel ihres Vaters erblickte, griff sie zu einem verzweifelten Mittel, um seinem Zorne zu enttrinnen. Sie tödtete ihren kleinen Bruder und zerstückelte den Leichnam. Dann ließ sie Haupt und Füße auf einem Felsen aufstellen, während sie selbst die übrigen Theile am Ufer umherstreute. Aetes wurde durch den jammervollen Anblick, den ihm seine Tochter bereitet hatte, in der Verfolgung aufgehalten. Er ließ Anker werfen, stieg mit schwerem Herzen an's Land und sammelte klagend die Gebeine seines geliebten Kindes, um sie in der fernern Heimat würdig zu bestatten. Seinen Aufenthalt benutzte Medea und gelangte mit den Argonauten nach vielen Kreuz- und Querzügen und nach Erlebung zahlreicher, wunderbarer Abenteuer in ihre zweite Heimat, Griechenland.

Fessen.

## Der Libanon.

Dieses in der Bibel oft erwähnte Gebirge bildet die nördliche Grenzmauer Palästinas. Seine Hauptrichtung hat es von Norden nach Süden, und umfaßt einen Raum von zwölf deutschen Meilen in der Länge, und drei bis vier Meilen in der Breite. Von Europa kommend, erblicken die Seefahrer den Saum des Gebirges schon von der Insel Cypern aus, in einer Entfernung von zwanzig deutschen Meilen, als eine in den Wolken hinziehende Linie. Indem man die Fahrt weiter nach Osten fortsetzt, zeigt sich der Libanon in immer bedeutenderen Umrissen. Wer dann bei Beirut landet, den empfängt das Morgenland auf einem seiner herrlichsten Punkte. Beirut lagert sich auf einem schönen Hügel, der sich sanft zum Meere hin abdacht. An der Landzunge und den Felsenriffen, die sich weiter hinausstrecken, brechen sich die Wogen der Brandung mit Gewalt, spritzen schäumend empor, und sinken die Millionen farbigen Staubsfunken in das Meer zurück. Alle umliegenden Hügel und die Landzungen vor dem Hasen sind mit dem üppigsten Pflanzenwuchse überkleidet. Gärten, mit Hecken von seltsam gestalteten Kaktus umhegt, ziehen sich in weiten Kreisen um die Stadt, und das ganze Meeresufer entlang breiten die majestätischen Kronen der Johannisbrotbäume, die Zypressen und die weitästigen Platanen ihr Laubwerk; Feigen-, Orangen- und Granatbäume verdecken ihre lockenden Früchte mit dem dichten Schleier ihrer Blätter. In dem Hasen selbst regt sich lebhafteste Thätigkeit. Maroniten und Druzen, die kraftvollen Söhne des Gebirges, bewegen sich im geschäftigen Getümmel im Glanze ihrer Waffen und malerischen Trachten hin und her; Barken stoßen mit Waren aus Bagdad und Damaskus vom Land, um sie an

Bord der weiter hinaus vor Anker liegenden Schiffe zu bringen. Verworrenes Geschrei der Männer und das klägliche Achzen der Kameele, so oft man sie nöthigt, sich zur Aufnahme neuer Lasten auf's Knie niederzulassen, durchdringen die Luft.

Ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt erheben sich die Vorberge des Libanon, und von dem eine Tagreise weiter nach Norden gelegenen Tripolis, einer sehr bedeutenden Handelsstadt, aus erreichen wir die Höhe des Gebirges selbst. Auf dem in vielen Schlangenwindungen hinführenden Wege begegnen wir überall einem kräftigen Pflanzenwuchs, und überall stellt sich neben die wilde Größe und Erhabenheit der Natur die Anmuth menschlichen Fleißes. Von tief unten bis nahe an den wellenförmigen Scheitel des Gebirges steigen gemauerte Terrassen, mit Maulbeerbäumen bepflanzt, oft hundertfach über einander empor; selbst an den dürren Felsblöcken winden sich Weinstöcke hinauf, die einen trefflichen Wein liefern. Von allen Seiten lachen uns freundliche Ortschaften entgegen, und die Häuser sind nicht selten so dicht übereinander an den Klippen gereiht, daß die platten Dächer der unteren den oberen zur Gasse dienen.

Die Masse des Libanon, dessen Name so viel als weißer Berg bedeutet, besteht aus weißlichem Kalkstein, in welchem man auf 3000 Fuß Höhe Muscheln und Versteinerungen von Fischen der Vorzeit findet. Seine höchsten Gipfel, der beinahe 9000 Fuß hohe Dschebel Makmel und und der etwa zu 8000 Fuß ansteigende Sannin, sind mit der Schneedecke eines ewigen Winters umhüllt, während die engen Schluchten seiner unteren Thäler die Glut der Sommer-sonne gefangen halten. So stufen sich auf den verschiedenen Höhepunkten des Gebirges verschiedene Zonen ab und jede derselben bringt ihre eigenthümlichen Erzeugnisse: unten Getreide

im Überflufs, in der Mitte immergrüne Bäume, Gärten mit den schönsten Früchten Syriens; oben ist das unbewohnbare Gebiet der Wolken und des Eises. Darum singen arabische Dichter von diesem Gebirge: Es trage auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schoße ruhe der Herbst und zu seinen Füßen schlummere der Sommer.

Von dem großen Zedernwalde, der ehemals den ganzen Libanon bedeckt haben mag und dessen Holz zu den bewundernswürdigsten Werken des Alterthums verwendet wurde, sind nur noch gegen vierhundert Stämme übrig. Viele derselben sind kleine Sproßlinge; aus der Mitte derselben ragen aber neun uralte Bäume hervor, deren stärkster vierzig Fuß im Umfange hat; die Zweige des größten sind auf hundertel Fuß ausgebreitet, seine Höhe beträgt neunzig Fuß.

Die Zeder ist eine von den zahlreichen Arten des Fichtengeschlechtes. Die kuppelförmige Krone wird von weit ausgebreiteten, fächerartigen Ästen und hängenden Zweigen gebildet. Die Nadeln sind etwa zolllang, immergrün und spitzig. Die Zapfen sind länglichrund, roth, mit abgerundeten, dichtstehenden Schuppen. Das Harz, welches aus der Rinde und der Zapfen trieft, hat einen stärkenden, balsamischen Geruch. Das Holz ist weißlich und dient zum Räuchern und zur Anfertigung von Kästchen, in denen man kostbare Gegenstände aufzubewahren pflegt.

Alljährlich einmal wandert die christliche und die muhamedanische Bevölkerung der benachbarten Thäler zu den Zedern hinauf, um an ihrem Fuße einen feierlichen Gottesdienst zu halten. Und gibt es wohl einen schöneren Tempel, einen dem Himmel näher stehenden Altar, als die oberste Höhe des Libanon, die ehrwürdigen Stämme der Zedern, und das erhabene

Gewölbe ihrer gleich schirmenden Armen weit ausgebreiteten Äste, unter deren Schatten sich so viele Menschengeschlechter zur Anbetung Gottes versammelten und noch sammeln?

A. S. Fischer.

### Winterlied.

Der Winter, der kalte,  
im eisigen Bart,  
der Winter, der Alte,  
von grimmiger Art,  
der schüttelt den Ranzen,  
und Böglein von Schnee,  
heiße die tanzen  
aus lustiger Höh'!  
Es pfeifen die Winde  
ihr Liedlein dazu,  
da läßt es dem Kinde  
im Stübchen nicht Ruh'.  
„Nur lustig, nur munter!“  
so ruft es hinaus,

„nur immer herunter  
in Saus und in Braus!  
ihr seid uns willkommen  
zum fröhlichen Spiel;  
den Schlitten genommen,  
hinaus an das Ziel!  
Hinaus aus den Stuben,  
hinaus in das Feld,  
für Mädchen und Buben  
sind Feste bestellt!  
„Der Winter soll leben!“  
so ruft, daß es klingt,  
bis Frühling uns eben  
was Besseres bringt.“

Seller.

### Zur Geschichte der Werkzeuge.

Die Werkzeuge gehören zu den wichtigsten Denkmalen der menschlichen Kulturgegenstände, mittelst deren wir oft allein noch einen Blick in die Verhältnisse jener Völker zu werfen vermögen, die keine andern Überbleibsel ihres einstigen Daseins hinterlassen haben. Die Kunde vom Kulturleben der alten Celtern u. a. m. beruht vorzugsweise auf den in den Gräbern derselben hinterlassenen Werkzeugen, Waffen- und Geräthen. Hierbei muß man sich fragen, welche Naturkörper

die Stoffe und welche das Vorbild für jene ersten und einfachsten Werkzeuge gegeben haben.

Was die Stoffe betrifft, aus denen die Menschen ihre Werkzeuge fertigten, so sind vor allem die Geschiebe zu nennen, welche die Bäche aus den Gebirgen in die Flüsse führen, und welche von diesen oder den Meereswellen abgerundet, ausgezackt und abgeglättet werden. Die Natur selbst schafft gleichsam große Niederlagen derartiger Produkte, so daß die Menschen nur zuzugreifen brauchten, um ihre ersten Bedürfnisse damit zu befriedigen. Namentlich sind es die Meeresküsten, an denen sich große Anhäufungen der schönsten abgerundeten, eiförmigen, keil- und klingenförmigen Steine finden. Je nach der Steingattung und Form wurden diese Naturprodukte zu Klingen für Messer, Pfeil- und Bogenspitzen, zu Hämmern, Keilen und Meißeln benützt. Kupfer und Eisen sind die wichtigsten Metalle, welche uns in späterer Zeit vorzugsweise entgegen treten. Namentlich ist das Kupfer zu nennen, welches wohl zuerst zur Herstellung von Werkzeugen verwendet worden ist, da es gediegen über der ganzen Erdoberfläche verbreitet vorkommt und viel leichter einer Bearbeitung fähig ist, als das auf der Erde nur in Form von Erz vorkommende Eisen.

Unter den Naturstoffen des Pflanzenreiches boten vornehmlich die härteren Theile, die Hölzer, die harten Schalen der Schilfrohre, dann aber auch die fadenförmigen Pflanzenfasern den Stoff zu Werkzeugen und Waffen, welche der Mensch indessen meist mit Holz verband, weil sie so bequemer zu handhaben sind.

Aber nicht allein den Stoff, sondern auch das Vorbild zu Werkzeugen und Waffen lieferte die Natur dem Menschen. Zunächst sind wieder nur die Geschiebe zu nennen, welche

durch ihre mannigfaltigsten Gestalten sogleich zu den verschiedensten Werkzeugen Veranlassung gegeben haben. Alle alten Völker, so kann man wohl jetzt mit Recht behaupten, arbeiteten ursprünglich mit Steinwerkzeugen. Ja es gibt sogar noch jetzt Naturvölker genug, die sich steinerner Werkzeuge bedienen.

Was nun die Form dieser Werkzeuge betrifft, so ist diese eine sehr verschiedene. Zunächst finden wir die vierkantige Säule, theils ganz gerade zylindrisch, gleichmäßig und glatt, theils auch mehr oder minder verschoben. Am scharfkantigsten erscheinen Granit, Quarz und Kiesel-schiefer; mehr oder minder abgestumpft, abgerundet und abgeplattet Basalt, Porphyr, Kalkstein. Bisweilen kommt der Kiesel-schiefer als vierkantige Säule vor, welche an dem einen Ende abgeschärft ist, so daß sie die Gestalt einer Meißel- oder Axtklinge angenommen hat. Prismen mit dreiseitiger Grundfläche kommen nicht selten vor.

Auch plattenartig treten die Geschiebe häufig auf, und zwar als Viereck, Dreieck oder eirund. In Museen zeigt man Steine mit hakenförmigen Krümmungen; man findet auch Steine, die einen rechten, und andere, die einen spitzen Winkel bilden. Dieselbe Form hat man auch als Angelhaken unter den nordischen Alterthümern in Gräbern entdeckt.

Damit wären denn die Grundformen des Keils, des Meißels in den prismatischen und zylindrischen, der Axt und Beilklinge in den abgeplatteten Geschieben nachgewiesen

Nicht minder als das Mineralreich bot das Pflanzenreich dem Menschen Vorbilder und erste Werkzeuge. Der Baum mit seinen Ästen hat ihm aller Orten den Haken geliefert, um den fruchttragenden Zweig, der für seine Finger zu hoch

hieng, zu sich herabzuziehen. So finden wir ihn schon vor Jahrtausenden auf ägyptischen Denkmälern dargestellt, wie sich seiner noch heute der Gärtner bedient. — Auch zum Vorbild für Axt, Hacke und Hammer ist der Haken geworden. Ferner mußten die Bäume und Sträucher mit ihren elastischen Ruthen bald darauf führen, daß man mit Hilfe derselben die aus Holz, Stein, Knochen, Zahn, Rohr zusammengesetzten Pfeile in die Ferne schleudern kann, und somit war der Mensch in Besitze des Bogens, den wir schon der niedrigsten Kulturstufe antreffen. Eine andere zu Werkzeugen sehr brauchbare Form liefert der Baum in den Gabeln mit zwei, drei und mehr Zinken, die wir in den Händen des Fischers zum Harpunieren, des Landwirts und mancher Handwerker antreffen.

Die Spitzen der Dornsträucher Europas, der afrikanischen Mimosen und der nordamerikanischen Akazien boten Modelle zu allerlei Pfriemen und Nadeln dar. Die steifen Blätter mancher Schilfarten, sowie die hartschaligen Rinden mancher Grasarten dienten als Stoff und Modell zu allerlei Messern, aus denen später Schwerter und Dolche in ihren mannigfaltigsten Gestalten erwuchsen.

Ebenso lieferte das Thierreich dem Menschen die verschiedensten Werkzeuge und Modelle zu denselben. Die Zangen und Scheren der Insekten, wie der Hirschkäfer und Krebse, die Stacheln der Bienen und anderer Insekten konnte der Mensch zwar nicht als fertige Werkzeuge gebrauchen, sie erregten aber gewiß seine Aufmerksamkeit und veranlaßten ihn zur Herstellung ähnlicher Werkzeuge im Großen. Die Zähne der Fische, besonders die der Haie und des Sägefisches, führten wahrscheinlich zur Erfindung der Säge; die Krallen und die Schnäbel der Vögel haben zur zweck-

mäßigen Gestaltung von mancherlei Spitzhaken Anleitung gegeben, während die Federn derselben nicht blos auf die Beflügelung des Pfeiles leiteten, sondern auch den zweckmäßigen Stoff dazu hergaben.

Das Muster zu Stoßwaffen lieferten die Stoßzähne und Gehörne der Säugethiere. So benützten die Polarvölker die Stoßzähne der Walrosse zur Anfertigung ihrer Harpunen. Die eigenen Schneidezähne gaben dem Menschen die besten Modelle zu den meißelartigen Instrumenten und die der Seeingethüme zu Schaufeln und Schabewerkzeugen.

Unter den Vorbildern, welche die Natur dem Menschen geliefert hat, bleiben uns noch diejenigen schließlich zu erwähnen übrig, welche uns eine Verbindung von Gegenständen der drei Naturreiche, wie jene von Holz und Stein, Holz und Knochen &c. zeigen. Hier sind vorzüglich die Wurzeln hervorzuheben. Bei ihrem Eindringen in die Erde kommt es nur allzuoft vor, daß sie auf einen harten Gegenstand, eine feste Erdschicht, einen Stein stoßen; dadurch werden die Wurzeln in ihrem Lauf gehemmt, und veranlaßt, einen andern Weg einzuschlagen, so daß sie entweder den Stein umkreisen, oder sich gabelförmig theilen, und so den Stein zwischen ihre Zinken fassen. Derartige Formen finden sich namentlich bei Erlen und Kiefern, und sie liefern uns die Anleitung zur Befestigung der steinernen Klinge am hölzernen Stiel.

Eine anderweitige Anleitung zu Befestigungen von Spitzen aus Knochen, Zahn, Horn und Stein an einem hölzernen Stiel oder Griff bieten die in den Kinnladen der Fische, Amphibien, Säugethiere und Menschen befindlichen Zähne dar. In den Kinnladen ist eine Vertiefung, in welche

der Zahn paßt, den sodann das Zahnfleisch noch fester mit seinen Stellen verbindet. Die meisten, Bogen und Pfeil führenden Völker von Asien und Afrika lassen die Spitzen von Holz, Knochen, Stein in den Holzschaft ein, und umwickeln sodann die Stelle, wo das geschehen ist, mit Fäden, die mit Pflanzen- und Thierleim haltbar gemacht werden.

Eine noch festere Verbindung findet mittelst *Einschrabung* statt, wofür wir ebenfalls in der Natur in denjenigen Wurzeln das Vorbild finden, die klüftige Felsen oder Mauern zu durchdringen das Bestreben haben.

So höchst einfach und roh uns diese ersten Werkzeuge erscheinen mögen, so sind dennoch unsere kunstreichen Instrumente nach und nach aus ihnen entstanden. 3. Kraft.

### Eine treffende Antwort.

Die Türken waren unter Anführung ihres Sultans, Orcan II., von Asien nach Europa in einem fast ununterbrochenen Siegeslauf vorgedrungen. Ihr Übermuth kannte keine Grenze, sie sahen schon das ganze Abendland zu ihren Füßen, sie pflanzten schon im Geiste auf den Trümmern des Welttheils der Bildung den Halbmond auf. Hinter ihnen schlugen Dörfer und Städte in hellen Flammen auf, vor ihnen flohen Menschen, Hab und Gut verlassend, in die Wildnis, um ihr Leben vor den Barbaren zu schützen. Nach allen Richtungen der Windrose sandte der stolze Sultan seine Leute aus, unbedingte Unterwerfung fordernd. Auch an den Fürsten von Serbien richtete der Mächtige seinen Befehl. „Fürst! der König der Könige, mein Herr,“ lautete die Botschaft, „befiehlt Euch, ihn als Eueren Oberherrn anzuerkennen,

ihm Gehorsam zu geloben und den auferlegten Tribut zu zahlen. Weigert Ihr Euch, so wird er ein Heer schicken, Euer Land zerstören, ein Herr, das größer ist als die Anzahl der Körner, die dieser Sack enthält." Bei diesen Worten leerten die, welche den Gesandten begleiteten, einen Sack voll Getreide auf den Boden aus.

Zorn und gerechte Entrüstung erfüllten die Brust des serbischen Herrschers, als er die Worte des übermüthigen Feindes vernahm, doch Klugheit gebot ihm, sich zu beherrschen und er sprach scheinbar demüthig: „Drei Tage erbitte ich mir von Eurem Herrn Bedenkzeit, nach dieser Zeit kehret wieder und vernehmet meine Antwort.“ Nach der abgelaufenen Frist kehrte der türkische Gesandte wieder und wiederholte angesichts des versammelten Hofes den Befehl des Sultans und ließ nach beendeter Rede wieder einen Sack mit Getreide auf den Boden schütten. Da winkte der Fürst und durch die geöffneten Seitenthüren stürzte eine Menge von Geflügel herein, die mit lautem Geschnatter und Gekacker über das Getreide herfiel und es bald bis auf das letzte Korn verzehrt hatte. „Das ist meine Antwort!“ sprach der Fürst mit stolzer Würde zu dem verblüfften Gesandten, „wenn das Heer deines Herrn auch so zahlreich wie die Getreidekörner ist, die hier ausgeschüttet waren, so wird es dennoch so vernichtet werden wie diese.“ Mit einer furchtbaren Drohung stürzten die Türken von dannen, das Hohngelächter und der Jubel der serbischen Großen folgte ihnen nach. Als der Sultan die Antwort vernahm, ließ er allsogleich ein gewaltiges Heer gegen Serbien rücken. Dieses mußte durch einen dichten Wald und darum bewegte es sich in geschlossenen Reihen vorsichtig nach allen Seiten spähend vorwärts. Ploßlich begannen die Bäume des Waldes zu wanken, die gewal-

tigen Niesenstämme stürzten mit furchtbarem Getrache nieder, und zerschmettert unter ihrer gewaltigen Wucht lag das siegestrunkene türkische Heer. Die Stämme waren durchsägt worden, da man wußte, daß das feindliche Heer seinen Weg durch den Wald nehmen müsse, von dem Fußtritt der gewaltigen Schar erschüttert, sanken sie dahin, und befreiten sterbend den Boden, auf dem sie gegrünt und geblüht durch eine Fülle von Jahren, von dem grimmigsten aller Feinde.

Auf die Dauer konnte Serbien der gewaltigen Macht der Türken nicht widerstehen, und noch heute steht es unter der Oberhoheit des osmanischen Reiches. R. Köhler.

### Räthsel.

1. Mein Erster gibt dir Fröhlichkeit  
und reist zur reichen Herbsteszeit;  
mein Zweites ist oft steil und hoch,  
der kühne Mann ersteigt es doch.  
Mein Ganzes trägt das Erste wohl  
und dient uns oft als ein Symbol.
2. Ich kenne einen schwarzen Mann,  
im Winter liebt ihn jedermann,  
doch wenn die Sommerblumen blühen,  
bekümmert sich kein Mensch um ihn.  
Der Mann in jeder Stube steht,  
und nimmer von dem Flecke geht.

### Das Ross des Raubritters.

Es gab eine traurige Zeit, in der weder Recht noch Gesetz etwas zu bedeuten hatten. Gar viele Ritter, die das Schwert zum Schutze des Schwachen trugen, vergaßen der

Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Heute noch zeugen die zahlreichen Ruinen von ihren lustigen Wohnsitzen, die sich wie eine große Sklavenkette durch das Land zogen. Aus diesen trotzigen Burgen überfielen die Raubritter mit ihren Reifigen den Wanderer, Kaufmann und Bauer und schleppten die geplünderte Beute frohlockend mit sich fort auf ihr Raubnest, wo sie nach manch gelungenem Fange in Ueppigkeit und Ausgelassenheit schwelgten. Ein solch' frecher Raubgeselle war auch Eppelin von Gailingen, der auf Gailersreuth seinen Sitz hatte.

Eppelin lebte in unaufhörlicher Fehde mit den Nürnbergern und verwechselte namentlich dann den Begriff von Mein und Dein, wenn ihm reichbeladene Wagen oder Saumrosse der Nürnberger Kaufmannschaft begegneten. Lange hatte die Reichsstadt nach dem kühnen Stegreifritter gefahndet, ohne daß es ihr gelungen war, den schlaunen Mann zu erhaschen. Da überraschten an einem schwülen Gewitterabend zehn Reifige der Reichsstadt den Ritter von Gailingen in einer Schenke, als eben der Knecht des Wegelagerers schwarzen Streithengst zur Heimkehr herbeiführte.

Subelnd entwaffneten die Nürnberger ihren gefürchteten Feind, banden ihn auf sein Ross und führten ihn im Triumph nach der Feste, wo er mit Ketten belastet in das tiefste Verließ geworfen wurde. Umsonst bot Eppelin's junge Frau dem erbitterten Senat die Burg Gailersreuth sammt Zubehör für des Gatten Leben und Freiheit, ihr Vorschlag ward kurz abgewiesen, denn Ritter Gailingen war Nürnberg's gefährlichster Feind.

Als nun der Gefangene im dunklen, feuchten Verließ schmachtete, da fiel ihm sein wildes, unmenschliches Treiben

recht schwer auf's Herz. Voller Reue that er das Gelübde, wenn Gott ihn aus dieser verzweifelten Lage befreien wollte, ein guter, rechtschaffener Mann zu werden und nur von dem redlichen Ertrage seiner Güter zu leben. Die Aussicht dazu war jedoch keine günstige, denn der Raubritter wurde vor den Senat geführt und ohne große Umstände zum Tode verurtheilt.

Nach uraltem Gebrauch konnte sich jeder Delinquent eine Bitte erlauben, die ihm als letzter Wunsch gewährt wurde. Eppelin bat daher, man möge ihm sein treues Streitross, das mit ihm gefangen worden, auf den Burghof bringen und gestatten, daß er, seiner Fesseln entledigt, das wackere Thier noch einmal besteigen und herumtummeln dürfe. Die Rathsherren lachten ob dieser seltsamen Bitte und bewilligten sie ohne Bedenken; doch erhielt der Hauptmann der Feste die Weisung, den Gefangenen während des Rittes streng zu bewachen.

Hellauf wieherte das schwarze Streitross und scharrte mit den Hufen, als der entfesselte Reiter sich ihm näherte und die Zügel ergriff. Eppelin reckte die Arme, welche vom Drucke der Ketten schmerzten, weit aus, wie der Vogel die Flügel, wenn er sich aufschwingen will, und als er die Muskeln biegsamer fühlte, da bestieg er den feurigen Hengst und trabte lustig durch den Hof. Freudig und stolz schüttelte das Ross die flatternde Mähne, mit weit aufgerissenen Rüstern warf es den Kopf zurück, seine Hufe schlugen zürnend den Sand, dann erhob es sich auf die Croupe und fiel in kurzen Galopp.

Da kam dem verwegenen Reiter ein kühner Einsall. Nur leise drückte Eppelin's Schenkel des Rosses Weiche, dieses aber bäumte hoch auf und schlug mit den Hufen, daß die

Wächter vor dem umhergeschleuderten Kies und Sand zurücktraten. An eine Flucht des Verurtheilten war nicht zu denken, denn die festen, eisenbeschlagenen, mit Schloß und Riegel wohlverwahrten Thore machten solche unmöglich.

Der Raubritter warf einen Blick nach oben, schlug vor der Brust ein Kreuz und ritt nach der Mauer, wo sie frei das Schloß umgab. Hier hob sich das Ross. Der Reiter setzte beide Sporen in des Thieres Flanken, ließ den Zügel fallen und faßte die Mähne. — Laut auf schrieen die Wächter, denn mit gewaltigem Saße hatte sich der Hengst auf die Mauerzinne geschwungen, wo er zu neuem Ansatze nur einen Augenblick gebrauchte und mit seinem Herrn in ungeheurem Sprunge über den Burggraben setzte. Als die erschrockenen Nürnberger auf die Mauer rannten, erblickten sie den Flüchtling mit flatterndem Haupthaare in vollem Rosseslauf dahinjagend, wie er ihnen mit der Hand spöttisch einen Abschiedsgruß zuwinkte. — Eppelin von Gailingen war durch sein braves Ross gerettet. —

Während sich solches zugetragen hatte, saß nicht weit von der Burg Gailersreuth am Fuße des waldigen Schloßberges, nahe bei der Mühle, wo die Brücke über die Wirsent führt, eine junge, schöne Frau, die mit bleichem Angesicht nach jener Richtung blickte, wo das Leben eines Gatten und Vaters auf dem Spiele stand. Es war die Edelfrau von Gailingen, Eppelin's Gemahlin, die mit ihren Kindern hinausgeeilt war ins Freie, als würde ihr Schmerz hier Linderung finden. Gestern war sie erst von Nürnberg zurückgekehrt mit der hoffnungslosen Kunde vom Tode ihres Herrn.

Nichts ahnend von all' dem, was vorgefallen, spielte das kleine Töchterchen mit Blumen, während die zwei Knaben von sechs und acht Jahren sich auf der Wiese herumtum-

melten. Die muthwilligen Buben vergnügten sich munter und lärmend, bald der Mutter eine Blume oder einen gefangenen Schmetterling bringend, bald sich lustig im Graze kollernd. Die Edelfrau sah tiefbekümmert das fröhliche Treiben der Kinder, die das Schicksal des Vaters nicht verstanden, und flüstete vor sich hin: „Springt nur, ihr armen Buben, ihr seid ja doch arme Waisen, denn euer Vater wird nimmer wiederkehren auf die Burg, da die Reichsstadt ihm den Tod geschworen. Vielleicht hat man ihn schon hingerichtet, denn die Städter sind rasch im Vollzug ihrer Todesurtheile, zumal wenn sie einen Mann betreffen, der adelig Gewerbe treibt.“

Eben beugte sich die Edelfrau nieder, um die kleine Jutta emporzuheben, als plötzlich aus dem Walde ein Mann in zeretzter, ritterlicher Kleidung, ohne Waffen und unbedeckten Hauptes hervorstürzte und heftig an das Fenster der Mühle klopfte, damit man ihm Brot und Wein und Leinwand zum Verbaude schnell reiche. Da schrie die Burgfrau laut auf, denn der Mann war Eppelin, ihr Gemahl, und eilte mit offenen Armen auf den Wiedergefundenen zu. Doch dieser riß aus des Müllers Händen den Weinkrug und den Brotlaib und rannte nach dem Walde zurück, wohin die überraschte Gattin sammt den Kindern und dem Müller folgte.

Dort, wo der Weg in das Gebüsch führt, fanden sie den Ritter neben einem niedergestürzten Rosse knieend, dem er Wein in die Rüstern goß und benetztes Brot zwischen die Lippen steckte. Dann entriß er der Gemahlin Tuch und Schleier, die sie noch vor wenigen Minuten mit ihren Schmerzens Thränen getränkt, und wand sie dem schwarzen Rosse um die blutenden Kniee, während er demselben die Seiten und den Hals klopfte.

Mit Erstaunen schauten die von Gailersreuth auf die merkwürdige Gruppe. Zwar erkannten sie leicht des Vaters schwarzes Streitross, das mit Blut und Schaum bedeckt offenbar mit dem Tode rang, aber sie begriffen nicht Eppelins außerordentliche Sorgfalt für ein sterbendes Thier, während er die wiedergefundene Familie kaum eines Blickes würdigte

„Eppelin, mein Gemahl, ist dir dein Reitpferd lieber als Weib und Kind, die noch vor wenigen Augenblicken dich verloren wähten?“ fragte die Burgfrau mit leisem Vorwurf in der Stimme. Da sprang der Ritter auf, umarmte die Seinigen und rief: „Verzeih, meine Hausfrau, wenn ich dich kränkte. Geht alle hin und liebkoset das sterbende Ross, dem ihr euren Gatten und Vater verdankt, denn das edle Thier hat mich über den Burggraben der Nürnberger Beste getragen, in deren Hofraum wenige Stunden später mein Haupt fallen sollte. Bis hierher hat mich der wackere Streithengst gebracht und meine Verfolger weit hinter sich gelassen — jetzt ist seine Kraft erschöpft.“

Noch einmal wieherte leise das Streitross, dann wandte es den Kopf nach seinem Herrn und neigte ihn zum Sterben. Auf der Stelle, wo es endete, ließ der dankbare Ritter einen Stein errichten, von dem freilich keine Spur mehr vorhanden ist. Dagegen zeigt man an einer Stelle der Burgmauer heute noch den Fleck, der einige Ähnlichkeit mit dem Abdrucke eines Hufeisens hat, und worüber die Sage berichtet, daß es die Spur sei von dem treuen Rosse des Ritters Eppelin.

Der kühne Raubritter ward von nun an ein braver Mann. Er veröhnte sich mit den Nürnbergern und hielt sein gemachtes Gelübde bis an sein Ende. Die lustigen Junt-

herrn und Stegreifreiter der Umgegend aber dichteten zum  
Hohne der Reichsstadt ein Schelmenliedlein, worin es heißt:

Die Nürnberger hängen keinen,  
sie hätten ihn denn bevor!

F. A. Christian.

## Die Sahara und das Kameel.

Das Kameel wird das Schiff der Wüste genannt. Denn wie das Schiff das einzige Fahrzeug ist, das den Menschen hinüber trägt über die salzige Flut von Land zu Land, so ist das Kameel das einzige Thier, das den rastlosen in die Ferne strebenden Menschen durch das heiße Sandmeer der Wüste trägt. Es ist den Bewohnern der heißen Zone das, was denen der eifig kalten das Kennthier ist. Und der Mensch weiß, was er an diesem Thiere besitzt, das bei all' seiner Ungestaltlichkeit eines der größten Wunder der Natur genannt zu werden verdient, er liebt es vor allen anderen mit besonderer Zärtlichkeit. „Es ist uns ein Kind geboren worden!“ ruft der wilde Tuarik, wenn eine Kameelmutter ein Junges bekommen hat, und wer diesen Ausruf des wilden Natursohnes recht begreifen will, muß das Thier in der Wüste und vorzüglich in der Wüste Sahara näher betrachten. Das Wort Sahara ist wol entstanden aus einer Abkürzung der arabischen Bezeichnung „Zahara bila ma“, das heißt, „der Ocean ohne Wasser.“ Diese Bezeichnung ist nicht ohne Grund, denn es ist anzunehmen, daß diese Wüste nichts anderes als ausgetrockneter Meeresboden ist; sie setzt sich noch heute in dem mittelländischen Meere fort und bildet dort zahlreiche Sandbänke. Die Wüste Sahara ist 118.000 Quadratmeilen groß, übertrifft also Deutschland

fast zehnmal an Ausdehnung. Welch' furchtbares Reich des Schreckens! Aber mitten in demselben erheben sich, wie Inseln im Meere, die Oasen, das sind fruchtbare Flecke, welche den Menschen mit ihren zahlreichen Herden hinreichende Nahrung bieten. Bis jetzt kennt man achtzehn solche Oasen und fast eben so viel sind in der Bildung begriffen. Die Oasen entstehen durch einen furchtbaren Kampf, den die lebensvolle Natur mit dem glühend heißen Sand besteht. Dieser zieht Feuchtigkeit an sich, zerfällt und bildet die Grundlage für die fruchtbare Erdschichte, der neues Leben entblüht. Die Feuchtigkeit kommt von den unterirdischen Quellen her, die trotz der verzehrenden Glut unter dem Sande sprudeln. Immer weiter dehnen sich die Oasen aus und es mag vielleicht eine Zeit kommen, wo „die Wüste blühend wird gleich einer Rose“, wie der Prophet verkündet.

Wie viel Jahrtausende mußte die verzehrende Sonnenglut die Fluten des Oceans gekocht haben, ehe sein unermessliches Bett trocken dalag! Wie viel Jahrtausende wird der Kampf währen, bis dieses Reich des Todes in blühende Gefilde umgewandelt sein wird, von denen erst kleine, fast verschwindend kleine Inseln, die Oasen, vollendet sind! Diese lieblichen Bilder der Zukunft spiegeln sich freilich schon jetzt manchmal vor den Blicken des Reisenden ab, aber es sind trügerische Luftgebilde, „Fata morgana“ genannt, die, wenn man sich ihnen naht, in leeres Nichts zerfließen und die Qual des Menschen, durch die Hoffnung, die in ihm neu auflebt, nur vermehren. Wie schrecklich muß es sein, wenn vor dem Blicke sich eine blühende Landschaft mit hellen Seen, mit grünenden Bäumen erhebt, das Auge entzückend, das Herz berauschend, und wenn der Hoffende statt eines Paradieses einen unbedeckten Kirchhof findet, wo die gebleichten Gebeine der vom Durst

Berschnachteten sich oft meilenweit ausdehnen! Man fand schon offene Kirchhöfe von mehr als hundert Skeletten neben einander. Im Jahre 1805 kam eine ganze Karavane von 1800 Kameelen und 2000 Menschen auf dem Zuge von Tafillet nach Timbuktu um. Einer der größten Schrecken der Wüste ist der giftige Wind Samum, und die Sandstürmen, welche oft Kameele und Reiter lebendig begraben.

Doch die ungeheure Wüste ist nicht überall gleich schrecklich, es tritt der Gegensatz fast nirgends so sehr hervor, als hier. Die Wüste Sahara wird in zwei Theile eingetheilt, in einen östlichen, der libyschen Wüste und in die westliche, die Sahel genannt wird. Die libysche Wüste ist der minder furchtbare Theil, aber dennoch öde, todt und einförmig. Eine über den heißen Boden schlüpfende Eidechse wird von dem Beduinen betend begrüßt, eine einsam ragende Palme, aus deren Krone sich ein Vöglein zirpend empor-schwingt, lockt selbst aus dem vertrockneten Herzen des wilden Verben einen Jubelruf und er streut dem besiederten Einsiedler eine Hand voll Körner dankbar hin. Je näher man aber in westlicher Richtung der Wüste Sahel kommt, desto mehr verwandelt sich der bisher kalkreiche Boden in lockeres Steingerölle. Aus Klüften und Ritzen blicken ängstlich verkümmerte Gesträuche hervor, oder weithin ragende Eisfelder, die ihren Namen wohl dem Aussehen, aber nicht dem Entstehen nach verdienen. Denn das, was man für Eis zu halten versucht ist, ist nichts anderes, als abgedampftes Seesalz, das einen der triftigsten Beweise dafür liefert, daß die Wüste in der That ausgetrockneter Meeresboden ist. Aber nach und nach verlieren sich die Klüfte, und dem entzückten Ohre tönt der Quelle murmelndes Rauschen, dem entzückten Auge treten die herrlichen Reisfelder, Dattel-

Zwergpalmen und die munteren Ziegenherden entgegen. Die Gazelle flieht, nachdem sie den Fremdling neugierig angestaunt, pfeilschnell dahin, mit dem Strauße um die Wette. In den Lüften schwebt der Adler, im Dickicht lauert der Löwe, der Wüstenkönig. Doch dieses Reich des Lebens hört nach und nach auf und geht in sein Gegentheil über, nichts zurücklassend, als die Erinnerung, welche die Qualen der schrecklichsten Entbehrungen doppelt fühlbar macht.

Die Karavane, welche die Wüste durchziehen, gehen meist von den gesegneten Ländern aus, die um den Tschad-See liegen und verbinden diese mit Egypten, Tunis, Tripolis, Algier und den Oasen. Die Sultane, die um den Tschad-See herum hausen, betreiben den einträglichsten Handel durch die Karavane und können in der That die Kameele ihre Flotte nennen. Doch unbewußt erfüllen diese eigennützigen Bestrebungen einen höheren Zweck, indem sie die Völker verbinden und jene Keime der Kultur, welche die Europäer in das Innere Afrika's tragen, auch in die entferntesten Winkel der Wüste verbreiten. Und diese hohe Stellung vollbringt der Mensch nur durch das Kameel, und dieses Thier hat einen vorzüglichen Antheil an dem Gewinnste. Der Gedanke an die unübertrefflichen Eigenschaften dieses Thieres flößt uns bei all' seiner Häßlichkeit eine Art Hochachtung vor demselben und die höchste Bewunderung für den ein, der dieses Thierwunder erschaffen. Die breiten sehnigen Knollen und Bälle an den Sohlen schützen es gegen die Glut des Sandes, mit den langen Stelzbeinen durchschreitet es die Tiefen des Sandmeeres, wenn auch schwer belastet, sicher und leicht. Sein hochgerichteter Kopf auf langem Schwanenhalse befähigt es zum weithintragenden Blick, der die gefährlichen Klüfte voraussieht und die grünenden Oasen, die sein wackeres

Herz mit neuem Muth e beseelen. Gegen Hunger und Durst  
 ist es trefflich gesichert, in seinem vierfachen Magen führt es  
 Wasser- und Speisevorräthe mit sich, und letztere werden so  
 fein zerkaut, daß sie auch das letzte Atom von Nahrungsstoff  
 hergeben müssen; und ist alles aufgezehrt, so fristet es von  
 dem Fette des Höckers sein Leben. Seine spitze, keilförmige  
 Unterlippe schiebt sich auch in die kleinste Ritze hinein, wo  
 ein Kraut sich gegen die Sonnenglut versteckt, es hebt es  
 heraus und zermalmt es in seiner Genügsamkeit als ein  
 leckeres Mahl, das für tagelange Entbehrung entschädigt  
 und zu tagelanger Entbehrung befähigt. Gutmüthig und  
 sanft trägt es auf seinem Rumpfe den Herrn, dessen Weib  
 und Kind, Hab' und Gut, und sind die Schrecknisse noch so  
 groß, sie entmuthigen es nicht, die furchtbarsten Entbehrungen  
 können ihm die Hoffnung selbst dann nicht rauben, wenn sie  
 dem Menschenherzen schon längst entflohen ist. Und dieses  
 Auge! Es gibt keinen reineren Spiegel der Sanftmuth mit  
 Heldenmuth gepaart, der zärtlichsten Liebe, der standhaftesten  
 Treue, als das Auge des Kameels. Sieh', wie es zu weinen  
 scheint, wenn es seinen Herrn vergeblich sucht, wie es aufblitzt  
 in Verzweiflung, wenn es sein Zunges vermißt, und du wirst  
 der Rührung nicht zu widerstehen vermögen. Das Kameel,  
 selbst ein Kind der Wüste, gleicht dem Wüstensohne. Willig  
 beugen beide ihren Nacken unter schwerem Boche und tragen  
 geduldig; der eine die Herrschaft willkürlich regierender Fürsten,  
 das andere zentnerschwere Ballen. Doch wehe, wenn man bei  
 beiden das Maß überschreitet! Der lammfromme Wüsten-  
 bewohner wird ein Ungeheuer, das in seiner blinden Raserei  
 alles vernichtet; das gutmüthige Kameel, wenn es ein  
 Übermaß der Last auf seinen Rücken spürt, wird zum Raub-  
 thier. Es brüllt, seine Augen werfen flammende Zornesblitze,

es erfaßt seinen Peiniger, stampft ihn mit den Füßen, faßt ihn mit den hornigen Lippen und reißt ihm ein Glied vom Leibe. Doch kommen solche Empörungen von Seite des Kameeles nur selten vor; denn wie das Kameel weiß, wie viel es ertragen kann und dies durch sein Mienenspiel andeutet, ebenso weiß der Herr des Thieres, wie viel er demselben aufladen darf. Zwischen beiden besteht fast immer das zärtlichste Verhältnis, und nach Weib und Kind ist dem Beduinen das Kameel das Theuerste auf Erden. „Kerri! Kerri! Mein Kind, mein Sohn!“ ruft der Beduine, wenn sein Pfeisohen brennt, wenn das Mittagsmahl vor ihm ausgebreitet ist, und das treue Thier naht, um mit seinem Herrn die Leckerbissen zu theilen, wie es die Entbehrungen und Gefahren mit ihm theilt.

L.

### Spinn-Denny.

Hargrave, der Weber, war ein fleißiger Mann, der sich und die Seinen durch seiner Hände Arbeit rechtlich und reichlich ernährte. Wenn des Abends seine Nachbarn in's Wirthshaus giengen, zündete Hargrave sein Lämpchen an und las in verschiedenen nützlichen Büchern oft spät bis in die Nacht. Besonders Vergnügen fand er an der Beschreibung von Maschinen und trotz seiner geringen Schulbildung hatte er es bald so weit gebracht, daß er die Einrichtung der bekanntesten Maschinen gründlich verstand und sie auch bildlich darzustellen im Stande war. Das trug ihm die Achtung aller Vernünftigen ein, die Unvernünftigen hießen ihn den „gelehrten Weber“ oder schlechthin „Hargrave, den Sonderling.“ So lobenwerth nun die Richtung des Webers auch

war, so wurde sie für seine Familie und für seine Freunde doch bald besorgniserregend, als er über das Studieren sein Handwerk vernachlässigte und sich oft tagelang in seinem Kämmerlein einschloß, zeichnete und grübelte und darüber Frau und Kinder, Essen und Trinken vergaß. Fragte man ihn, was denn eigentlich bei dem allen endlich herauskommen sollte, so gab er zur Antwort: „Wenn meine Frau bei meiner Arbeit neben mir saß und das Spinnrad drehte, konnte ich den Gedanken nicht los werden, ob es denn nicht möglich sei, ein Spinnrad zu erfinden, das durch mechanische Vorrichtungen mehr und feineres Gespinnst hervorbringt, als dies durch Menschenhand möglich ist, und nun bin ich auf dem besten Wege, die Erfindung zu machen, über die ich so lange nachgedacht.“ Selbst die, welche es mit Hargrave wirklich gut meinten, schüttelten bedenklich die Köpfe und dachten das still für sich, was der Hause schon längst laut genug ausgesprach: „Der Weber ist ein Narr geworden.“ Mochte die Welt aber sagen, was sie wollte, Hargrave's Frau blieb unerschütterlich in ihrem festen Vertrauen zu ihrem Manne. Wohl sehnte sie sich gar manchmal nach jener Zeit zurück, wo er fleißig am Webstuhle saß, wo sie neben ihm das Spinnrad schnurren ließ und ein fröhliches Lied sang oder durch trauliches Geplauder die Zeit kürzte; aber sie ließ sich's doch nicht verdrießen, ihren Fleiß im Spinnen zu verdoppeln und sich so sehr als möglich einzuschränken, um die Noth ferne zu halten, — war doch ihr Mann im Begriffe, eine große Erfindung zu machen. Sie merkte es freilich in ihrem Eifer nicht, daß ihre Wangen täglich blässer, ihre Kräfte immer geringer wurden, es that ihr nur weh, daß ihre Kinder nun gelickt einhergehen mußten, daß sie ihnen oft nicht mehr als trockenes Brot reichen konnte, daß sie ihren Vater, an dem sie sonst

mit Zärtlichkeit hingen, nun mit scheuen Blicken maßen — doch das alles wird anders werden, ist nur die große Erfindung gemacht, das war stets ihr Trost, das richtete sie stets von neuem wieder auf. Und es sollte anders werden. Eines Abends stürzte Hargrave aus seiner Kammer, riss aus dem Ofen eine Kohle, warf sich auf den Fußboden und begann eifrig zu zeichnen. Mit wonnestrahlendem Angesichte sprang er, als die Zeichnung vollendet war, auf, umarmte bald seine Frau, bald seine Kinder und rief jubelnd aus: „Ich hab's gefunden! ich hab's gefunden!“ Nun erklärte er seiner Frau die Zeichnung und als sie dieselbe trotz aller Bemühung nicht schnell genug begreifen konnte, zerlegte er ihr Spinnrad, setzte es auf andere Weise wieder zusammen und that seiner Frau thatsächlich dar, daß er sich keinem Wahne hingebte, und daß ihr Vertrauen kein vergebliches gewesen sei. „Die Zeit der Prüfung ist zu Ende, uns lächelt eine Zukunft voll Ruhm und Glück. Tausende sind von dem Spinnrade, das sie mit ihrer Lebenskraft belebt, erlöst. Tausenden ist eine neue ergiebige Quelle des Erwerbes geöffnet. Gott sei tausendfach Lob und Preis!“ — „Wie willst du aber deine Erfindung nennen?“ fragte die beglückte Gattin. „Spinn-Jenny soll sie heißen. So wurdest du, die Meisterin im Spinnen, weit und breit genannt, ehe du mein Weib wurdest. Du, du warst ja die einzige, die fest an mich glaubte, als sich die ganze Welt hohnlächelnd oder achselzuckend von mir wandte, darum soll Spinn-Jenny der Name meiner neuen Erfindung sein.“

Die Spinnmaschine Hargrave's brachte in der That einen raschen Aufschwung in der Spinnerei hervor, und die kunstreichen Maschinen, die nun in unseren Fabriken arbeiten, sind nichts anderes als die Erweiterung und Vervollkommnung jener Vorrichtung, wie sie ein einfacher Weber einst erdachte.

## Räthsel.

1. Wenn deine Brust der Schmerz umfängt,  
mit Wehmuth an Verlor'nem hängt,  
das einstens du geliebt, geehrt,  
das nun wohl nimmer wiederkehrt;  
dann suchest du im Farbenreich  
mein Erstes. Deinem Schmerze gleich,  
siehst du's im Bund der Freude nicht,  
wenn sich der Stral in Wolken bricht.

Mein Zweites ist zur Sommerzeit  
ein Ort, der Aug' und Herz erfreut,  
ein Tempel Gottes frisch und grün,  
und tausend Säng'er wohnen d'rin;  
ihr Lied vereint zum süßen Chor  
steigt wie Gebet empor, empor!

Mein Ganzes ist im deutschen Land  
als ein Gebirge wohlbekannt,  
aus seiner Wälder hohem Dom  
fließt Oestreichs schönster, größter Strom.      H.

2. Mit „e“ ein Thier,  
bald dort bald hier,  
bald ab bald auf  
im raschen Lauf.

Schreibt man's mit „u“,  
dann suchst es du,  
ist deine Kraft  
erlahmt, erschlafft.

## Die Forelle.

In Bächen und Flüssen mit klarem, frischem Wasser  
lebt die Forelle. Sie ist ein flinker und dabei sehr schöner  
Fisch. Wie Silber glänzen ihre Schuppen, dunkel ist ihr  
Rücken, weiß ihr Bauch, ihre Seiten aber spielen in's Gelb-  
liche. Zur Zierde gereichen ihr zahlreiche rothe Punkte, die,

mit schönem Blau umrandet, ihren Leib bedecken. Die Forelle hat ein feines Gehör und einen scharfen Geruch; auch auf ihr Gesicht kann sie sich verlassen. Nähert man sich dem Ufer des Gewässers, in welchem sie ihr Spiel treibt, dann verbirgt sie sich eilig. Gewahrt sie in oder über der klaren Flut ein Insekt oder sonst ein Thierlein, das ihr zur Nahrung dienen könnte, so schießt sie pfeilgeschwind darauf los; dabei schnellt sie sich oft über den Wasserspiegel empor. Zur Ausführung ihrer behenden Bewegungen dienen ihr die Flossen, deren sie im Ganzen acht hat. Ein Blick auf das starke, zahnreiche Gebiß der Forelle läßt uns über ihre Natur und Lebensweise nicht in Zweifel; sie gehört zu den Raubfischen. Außer den Insekten, die ihr vorzugsweise als Nahrung dienen, verzehrt sie auch kleinere Fische. Im Herbst entledigt sie sich ihrer Eier oder ihres Laiches: sie laicht. Ein einziger Fisch setzt viele tausend Eier ab; doch wird ein großer Theil derselben sofort vertilgt, indem sie andern Thieren zur Nahrung dienen. Von den jungen Fischen, die den übrig bleibenden Eiern entschlüpfen, gehen ebenfalls sehr viele zu Grunde. Das Fleisch der Forellen ist überaus zart und wohlschmeckend; der Fisch steht daher hoch im Preise und hat an den Menschen sehr gefährliche Feinde. Viele Leute machen sich auch aus dem Fang der Forelle ein Vergnügen, sind es ja doch gerade die schönen, Auge und Herz erfreuenden Gebirgslandschaften, in denen der Forellenfischer die kristallklaren Gewässer suchen muß, die seine Beute umfassen.

Zeifen.

## Der Kaiser und sein Narr.

Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter“, war einer der herrlichsten Fürsten, die je Deutschlands Scepter schlangen. Die Anmuth seiner Gestalt, die ritterlichen Tugenden, die ihn in so reichlichen Maße schmückten und die vielen Abenteuer, die er kühn bestand, umgeben ihn mit dem immergrünen Kranze der Poesie. Allbekannt ist das Abenteuer des Kaisers auf der Martinswand, einer Felsenwand nahe bei Innsbruck, wo er sich bei einer Gamsenjagd so hoch verstieg, daß er nur auf eine fast wunderbare Weise vom Hungertode errettet ward.

Weniger bekannt mag unsern Lesern das Abenteuer des Kaisers zu Brügge sein, und so sei es hiemit erzählt.

Maximilian brachte durch seine Verbindung mit der an Liebreiz und Glücksgütern reich ausgestatteten Tochter des Herzogs Karl von Burgund, Maria, die Niederlande an das Haus Oesterreich. Doch auch der König von Frankreich hatte sich der Hoffnung hingegeben, durch eine Heirat zwischen Maria und seinem minderjährigen Sohne das herrliche Burgund zu erwerben, und als er diese Hoffnung vereitelt sah, suchte er Maximilian das Land zu entreißen. Im Lande selbst waren die Bewohner in zwei Parteien getheilt, die eine hing Oesterreich, die andere Frankreich an, und diese Zweitheilung der Gemüther rief oft ernste Unruhen hervor. Um nun die Ordnung im Lande wieder herzustellen, berief der Kaiser im Jahre 1488 einen Landtag nach Brügge, woselbst auch er persönlich anwesend sein wollte. Der Kaiser hatte nach damaliger Sitte einen Narren am Hofe — lustiger Rath wurde er auch genannt — Kunz von der Rosen mit Namen. Dieser Narr war aber gescheiter,

als mancher, der sich weise dünkte, und da er seinem Herrn stets unumwunden die Wahrheit, wenn auch in Form eines Witzes, sagte, und der Kaiser die Wahrheit jederzeit und aus jedem Munde zu hören geneigt war, so waren Kaiser und lustiger Rath stets die besten Freunde. Vor seiner Abreise nach Brügge nun nahte Kunz dem Kaiser mit der innigen Bitte, die Reise aufzugeben, es könnte ihm sonst viel Leid bringen. Maximilian stutzte anfangs über die Worte seines Narren, den er durchaus nicht als Hasensfuß kannte, rief aber zum Schlusse lachend aus: „Kunz, du scheinst keine besonders gute Meinung von den Bürgern meiner guten Stadt Brügge zu haben, ich aber gehe, wohin mich meine Pflicht ruft.“ Der Narr machte ein saueres Gesicht, wie drei Tage böses Wetter, brummte etwas in den Bart und reiste mit dem Kaiser. Doch am Thore der Stadt angekommen, sprach er: „Herr Max, ich seh's, du willst dem getreuesten deiner Rätthe nit folgen und willst gefangen sein. Ich sage dir, ich will nit mit dir gefangen sein und darum gebe ich dir itzt nur das Geleite bis in die Burg und packe mich sogleich zum Genter Thore 'naus. Doch denke meiner und sei versichert, auch ich werde deiner nit vergessen.“ „Ich bin der Treue meiner Bürger von Gent wohl versichert,“ sprach der Kaiser, „ich habe ihren Schwur, der sie bindet.“ „Das glaube ihnen der Teufel!“ rief Kunz, „ich glaube ihrem Schwure nimmermehr!“ Und was er sich vorgenommen, das führte er aus: zu dem einen Thore hinein und zum anderen hinaus. Der Kaiser sollte sich bald überzeugen, wie sein Narr klarer gesehen habe, als all' die weisen Rätthe, die über Kunz lachten und spotteten. Er will, in der Burg angekommen, ein wenig nach der Anstrengung der Ruhe pflegen, da scheucht ihn ein wilder Tumult auf,

und als er herbeieilt, denselben zu stillen, wird er in das Haus eines Krämers geschleppt und hinter Eisengittern gefangen gehalten. Da hatte Maximilian Zeit genug, an seinen treuen Kunz zu denken, wie dieser gebeten, aber auch Kunz dachte seines Herrn, wie er versprochen hatte. Der Kaiser war Tags darauf in die Burg gebracht worden, die ein breiter Wasserarm schützend umgab. Diesen Graben zu durchschwimmen, seinen Herrn zu befreien und schwimmend mit ihm das andere Ufer zu erreichen, war Kunz's kühner Plan, und er gieng, mit zwei Schwimmgürteln versehen, sogleich an seine Ausführung. Er stürzte sich in die Fluten, aber o weh! da fielen die Schwäne über ihn her und hieben ihn mit den Flügeln und mit den Schnäbeln so entsetzlich unter gräßlichem Geschrei, daß er es am gerathensten fand, sich zurückzuziehen, denn sonst hätten ihn die wüthenden Vögel sicher getödtet. Dieser Unfall entmuthigte den treuen Mann nicht; bald war ein neuer Anschlag in seinem erfindungsreichen Kopfe fertig. Kunz gieng zu einem Bartscherer in die Lehre, und bald war er in dessen Kunst wohlbewandert. Nun machte er sich auf, schlich sich heimlich in die Stadt und klopfte an der Pforte des Franziskaner-Klosters an. Der Quardian des Klosters war dem Kaiser ganz ergeben und an diesen wandte sich der Narr um Beistand zur Ausführung seines neuen Planes. Er bat den Quardian, ihm eine Platte scheren zu lassen und mit einem Ordenskleid zu versehen, denn dadurch hoffe er seinen guten Herrn befreien zu können. Der Quardian sah den lustigen Rath erstaunt an, und obwohl er ihn als einen vernünftigen Mann kannte, so wußte er im Augenblick nicht, ob Kunz ernsthaft rede oder spaße. Als dieser aber seinen Plan weiter ausführte, daß er, von einem Klosterbruder begleitet, den Kaiser

aufsuchen, ihm eine Platte scheren, ihn in die mitgebrachte Mönchskutte stecken und so seine Flucht ermöglichen wolle, willigte Pater Guardian mit Freuden ein. „Was soll aber aus dir werden?“ fragte er den treuen Kunz. „Was Gott will. Meinertwegen mögen mich die eidbrüchigen Brügger erschlagen, wenigstens sterbe ich für meinen Kaiser und mir wird die Genugthuung, die weisen Herren des Raths von einem Narren betrogen zu sehen.“

Wie es Kunz voraus bedacht hatte, traf es ein. Dem Beichtvater des Kaisers öffneten sich alle Thüren und ungehindert trat er bei Maximilian ein. „Siehst du, Max!“ rief er dem Gefangenen entgegen, „wie gut es gewesen wäre, des Narren Rath zu befolgen. Jetzt steckst du im Neze, aber dein treuer Rath hat sein Leben daran gesetzt, es zu zerreißen. Nun folge aber besser als zum ersten Male.“ Der Kaiser wußte nicht, ob er wache oder träume. Das war des lustigen Raths lustige Stimme, aber dieses Gewand! Und als sich Kunz gar anschickte, dem Kaiser die Platte zu scheren, da meinte dieser, der gute Narr habe seinen Verstand verloren. Doch als Kunz seinen Plan klar darlegte, wie er im Mönchsgewand entfliehen, wie die Rebellen statt eines Kaisers einen Narren finden sollen, wie er deshalb das Handwerk eines Bartscherers erlernt, das ihm von jeher zuwider gewesen sei, da konnte sich der Kaiser der Rührung nicht enthalten und drückte dem guten Kunz dankbar die Hand. „Sei bedankt, du treuer Mensch,“ sprach Maximilian, „aber wieder kann ich deinem Rathe nicht Folge leisten. Es stünde einem Kaiser übel an, im Mönchsgewand zu entfliehen. Gewiß ist der bewaffnete Arm nicht mehr weit, der die Thüren meiner Zelle öffnet.“ Weinend entfernte sich der gute Kunz und sprach: „Ich sehe wohl, daß du noch so narrend bist, als

zuvor. Leb' wohl, mein närrischer Kaiser, du bist so fromm wie die Fläminger!"

Bald nachher wurde Maximilian befreit und die Stadt Brügge verdienster Maßen gezüchtigt.

### Der Thautropfen und der Diamant.

Eine vornehme Dame saß des Morgens im Garten, in welchem an allen Blättern und Blumen tausend Thautropfen glänzten und schimmerten.

Die Dame hatte am Fingerring einen großen Diamanten, der gar prächtig blitzte und prunkte.

Viele Spaziergänger schritten vorüber und alle sahen mit Vergnügen die vielen klaren Thautropfen an den Pflanzen. Das ärgerte den Diamanten sehr und er zwinkerte auf einen Tropfen hinüber, der nicht weit von ihm hieng und rief spöttlich: „Armer Tropf, auch du willst glänzen? Wie bald wird dich die Sonne aufzehren, während sie mir immer neuen Glanz verleiht. Wie bald wirst du in das dunkle Grab hinabsinken und bereuen müssen, daß du es gewagt hast, neben mir dich zu zeigen.“ So sagte der Diamant. Aber der Thautropfen schwieg.

Die Dame hatte diese Worte gehört und sprach zu dem eitlem Steine: „Wie erkenne ich erst jetzt deine eigentliche Wertlosigkeit. Die Menschen haben dich mühsam geschliffen, da du einst trüb und unansehnlich warst und haben dich bestimmt, der Eitelkeit zu dienen. Du hast ein hartes Herz, das nur sich selbst liebt und nur in diesem starren Eigennutz vermagst du so lange zu dauern, ohne irgend jemandem wahrhaft zu nützen.

Sieh' dort den schönen Thautropfen, das unmittelbare Geschöpf der Natur und ihrer Liebe. Der wirkt und lebt in Gemeinschaft und will nicht bloß eitel prunken, sondern geht einer nützlichen Beschäftigung nach. Und du nennst ihn vergänglich, weil er bald in den Kelch der Blume schlüpft, um dieselbe zu erquicken? Das ist wahres Leben und Glück. Du aber bist eigentlich todt und unglücklich."

Die Dame zog ihren Handschuh an und niemand sah es, wie der Diamant vor Zorn erblasste. Der Thautropfen erröthete über das Lob und sank der lechzenden Blume in den Schoß, ein anderer aber quoll leise an seine Stelle.

## Ein Weihnachtsabend im Zwergenreiche.

(Ein Wintermärchen.)

Der Weihnachtsabend war erschienen. Das schmucke Tannenbäumchen breitete im Palast der Reichen, wie in der Hütte der Armen seine duftenden Arme aus, dort um die leuchtende, glänzende Bürde zu tragen, da von liebevollen Herzen einfach geschmückt. Wie manche Brust derer, die empfiengen, und derer die spendeten, pochte ungeduldig der abendlichen Dämmerung entgegen!

Nur eine arme, arme kranke Frau konnte des schönen Festes nicht ohne Thränen gedenken, denn sie, und, wie sie in ihrem Schmerze wähnte, nur sie allein konnte ihren beiden Kindern, Fritz und Marie, kein Bäumlein bescheren, keine Überraschung bereiten. Wie tief drangen ihr die Jubelrufe der guten Kleinen in's Herz, die im frommen Glauben auch für sich ein Bäumchen mit herrlichen Gaben erhofften.

Wußte die Mutter doch, daß sie in ihren Hoffnungen getäuscht werden müßten!

Der Vorrath an Holz war verbraucht, die grimme Kälte der letzten Woche hatte mehr verzehrt, als die gute Frau berechnet hatte. Wollte sie die Feiertage nicht auch noch Kälte leiden, mußte sie die Kinder hinaus schicken in den Wald trotz Wind und Schneegestöber. Doch von frohen Erwartungen erfüllt giengen sie leichten Muthes, ein hartes Stücklein Brot in der Tasche, hinaus, wo der Wind Reißig in Hülle und Fülle von den Bäumen geschüttelt hatte. — Unterwegs öffnete sich jede geheime Herzensfalte, welche ein Verlangen barg, und streifte das unschuldige bis nun so tief verschlossene Geheimnis auf die Zunge. Die Reiserbündel waren größer denn je geworden, und heiter den Heimweg antretend, zogen sie ihre Brote hervor, um nun auch den Wünschen des knurrenden Magens Genüge zu thun.

Da gefellte sich ein bis jetzt nicht bemerkter kleiner fremder Mann zu den Kindern, dessen Augen so wehmüthig unter dichten Brauen hervorschauten. Trotz seines verhältnismäßig langen Rockes und der übergezogenen Kapuze klapperten seine Glieder doch vor Frost, und mit zitternder Stimme bat er die kleinen Holzjammler um ein kleines Stücklein Brot.

Ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, reichte Marie ihr Brot dem seltsamen Fremdling und begnügte sich mit der ihr darauf von Fritz gereichten Hälfte des Theiles. Doch nicht nur hungrig, auch neugierig war das Männlein; und auf etliche schlaue gestellte Fragen erfuhr er die ganze Lebens- und Leidensgeschichte der armen Familie und all' die stillen Wünsche und Hoffnungen der kleinen Wohlthäter. „Und wenn ihr wählen konntet,“ fuhr der Fremde fort,

„zwischen eurer Mutter Gesundheit und einem schönen, reich behangenen Christbaum, was würdet ihr vorziehen?“ Einstimmig riefen die Kinder: „Der guten Mutter Gesundheit.“ — „Zur Erfüllung dieses Wunsches kann und werde ich verhelfen. Gehet in der Richtung, die wir bis jetzt eingeschlagen haben, noch eine kurze Strecke weiter, und ihr gelanget zu einem von alten Tannen umgebenen Plage, in dessen Mitte ein kleines, mit schönen saftigen rothen Blättern bewachsenes Bäumlein steht. Von dem Bäumlein pflückt das Christkind die schönen Gaben für die Tannenbäumchen, die es den artigen Kindern gibt. Und wenn am Weihnachtsabend gute Menschen dort einen frommen Wunsch ausdrücken, wird er auch erfüllt. Verfehlet aber dann den Rückweg nicht, damit ihr nicht so lange vom Hause wegbleibt, und eure Mutter nicht um euch zu sorgen braucht. Und nun Gott befohlen, meine Lieben.“ Damit verschwand das graue Männlein hinter den mit Schnee bedeckten Sträuchern.

Den Kindern wurde es fast unheimlich; sie fanden sich in einem Waldestheile, den sie noch nie betreten, nie hatte ihnen die Mutter von diesem Wunderbäumchen, das so nahe ihrer Heimat war, erzählt. Doch schritten sie wacker weiter und fanden wirklich den bezeichneten Platz und das bezeichnete Bäumchen. Nun entfiel ihnen mit einem Male der Muth, und sie fanden lange keine Worte für ihre Bitte. Da sagte endlich Fritz in seiner treuherzigen Weise: „Lieber Gott, schenke uns eine Medizin, daß unsere Mutter gesund wird, und bringe uns den Christbaum ein anderes Jahr.“ Da kam ein heftiger Windstoß, der dem Bäumchen eine Menge seiner schönen Blätter abschüttelte, und eine leise Stimme flüsterte: „Sammelt die Blätter, sie sind die Arznei, die eurer Mutter die Gesundheit wiedergibt.“

Und nun lasen die Kinder das wunderthätige Geschenk mit solcher Vorsorge auf, daß auch nicht ein einziges Blättchen übersehen am Boden liegen blieb.

Ein fromm' Gebetlein war der Kinder Dank und Abschiedsgruß. Doch Hunger, Kälte und der eigenthümlich betäubende Geruch der Blätter, den die Kinder während des Sammelns bemerkten und gierig einsogen, riefen eine nicht zu bewältigende Mattigkeit in den Kindern hervor, der sie endlich auch nachzugeben genöthigt waren. Eine früher ebenfalls noch nie gesehene Höhle, in die sie eintraten, schützte sie vor Schnee und Wind, sie beschloßen da eine kleine Weile auszuruhen. Ohne daß sie es wollten, fielen ihnen die Augenlider zu, und sie schliefen so sanft und ruhig und träumten so angenehm und süß, daß es ihnen höchst unerwünscht kam, als eine weiche, zarte Melodie in ihr Ohr drang und sie weckte. Erschrocken und erstaunt wendeten sie sich um, da die Musik aus dem Bergesinnern zu kommen schien. Da öffnete sich vor ihnen der Fels, und das alte, graue Männlein, dem sie von ihrem Brote mitgetheilt, trat heraus. Wie ein guter Bekannter schritt es auf die verwirrten Kinder zu und redete sie folgenderweise an:

„Kommt zu mir als liebe Gäste  
an dem heut'gen Weihnachtsfeste;  
seid willkommen bei dem Zwerge,  
der du herrscht in diesem Berge,  
habt mit ihm das Brot getheilt,  
als er auf der Erd' geweilt.“

Ohne zu wissen, was sie wollten und sollten, folgten sie auf diese Einladung dem Zwergenkönige, denn das war der gute Alte, durch die Felspalte. Kaum aber hatten sie die Erdoberfläche verlassen, als sich von allen Seiten bunt-

gekleidete Zwerge mit kleinen Fackeln einfanden, und der freundliche Alte in einen mit seltenster Pracht angethanen König sich verwandelte. Der anfänglich schmale, niedere Gang erweiterte und erhöhte sich allmählich, bis er endlich in einen großen Hof ausmündete, dessen Rückseite von einem wunderbar schönen, wie aus Glas geformten Schlosse begrenzt war. Der ganze Vorhof des Schlosses war mit Bäumchen bepflanzt, von der Art, wie jenes, von dem sie ihre heilkräftigen Blätter erhalten hatten. Erhellte war dieser Raum von tausend und aber tausend in allen Farben prunkenden Lichtern, welche in Ampeln aus den hellsten, schönsten Edelsteinen, die auf goldenen Pfeilern ruhten, brannten,

Gebendet von der unerhörten Pracht dieser nie geahnten Herrlichkeit in den unterirdischen Räumen, merkten die Kinder beinahe nichts von der Veränderung, die sich mit ihnen selbst zutrug. Denn auch ihre Kleider nahmen Form und Farbe wie jene der immerwährenden Bewohner dieses Reiches an.

Da öffnete sich das größte Thor des Palastes, und die Königin der Zwerge, umgeben von einer Schar wunderlieblicher Mädchen, schritt freundlich auf die Gäste zu. Sie trug auf dem Haupte ein Diadem aus goldenen Ähren, durch die brillantene Leuchtfäserchen glitzerten. König und Königin nahmen ihre Gäste nun in ihre Mitte und führten sie in des Schlosses Inneres. In der Mitte des gewaltig weiten Raumes befand sich ein steinernes Becken, mit den wunderlichsten Verzerrungen geschmückt, dort brannte ein gewaltiges Feuer, das fortwährend von drei feuerroth gekleideten Zwergen geschürt wurde. Die Asche dieses Feuers fiel als geläutertes Gold, die Kohlen als feurige Edelsteine ab, der Rauch, der in leichten blauen Wölkchen kreisend in die

Höhe stieg, verbreitete den angenehmsten Weihrauchduft. Nach kurzem Aufenthalte giengen sie in das königliche Speisezimmer, wo die feinsten und köstlichsten Früchte in goldenen Tellern prangten, und der reinste, feurigste Wein in kristallinen Bechern schäumte. Der König lud seine Gäste ein, sich nach Herzenslust zu erquicken und den seltenen Früchten tüchtigen Bescheid zu thun.

Der Hunger half die Scheu überwinden, die die Kinder anfänglich vom wackeren Zugreifen zurückhielt. Als sie genug gegessen, führten sie der König und die gesammten Zwerge auf den großen Hof des Schlosses, der von lieblich blühenden Bäumchen umrahmt, mit dem frischesten Moos bewachsen, einen allerliebsten Spielplatz bildete. Die Zwerge schlangen unter den Klängen der lieblichsten Musik einen Reigen, den der Ton eines Glöckchens bald unterbrach. Augenblicklich stürmten die Zwerge, die Kinder mit sich ziehend, zum Schlosse zurück, über goldene Stufen hinauf in die oberen Räume. Eine Thür öffnete sich, und magischer Lichtschimmer, von Hunderten von Lichtlein hervorgebracht, stralte ihnen entgegen — ein Christbaum! — Auch für sie trug das Bäumchen auf seinen ausgestreckten Armen reiche Geschenke. Was würden die andern Kinder des Dorfes zu diesem Weihnachtsbaum wohl sagen? — Ja auch sogar ihrer Mutter ward gedacht. Als sie dies bemerkten, überlief glühende Schamröthe ihre roßigen Wangen, denn jetzt erst merkten sie, daß sie — der Mutter so ferne waren und ihrer ganz vergessen hatten. Marie brach in lautes Schluchzen aus, und Fritz stimmte gar bald darcin. Der Zwergenkönig, ihren Schmerz sogleich erkennend, fragte theilnahmsvoll, ob sie nicht ein Weilchen ruhen und dann zur Mutter zurück möchten. Gerne stimmten die Kinder diesem Antrage zu, denn sie waren gar

zu müde, und giengen in ein von einer Ampel matt erhelltes Kämmerlein, wo zwei blendend weiße Bettchen ihrer harreten. Bald versielen sie wieder in tiefen Schlaf. — Kehren wir nun zur Mutter zurück.

Die immer wachsende Unruhe derselben, die endlich in die tödtlichste Angst sich verwandelte, als Stunde auf Stunde verrann, und ihre Lieblinge immer und immer nicht wiederkehrten, kann ich euch wohl nicht beschreiben; denn unmöglich ist es, einer Mutter Liebe zu ihren Kindern und deren Sorge um das Wohl derselben zu schildern. Wie oft und oft glaubte sie die Stimmen, die Schritte der jernen Lieben zu vernehmen, und immer sank sie getäuscht und ermattet auf das harte, thränenfeuchte Kissen zurück. Endlich raffte sie die Reste ihrer Kräfte zusammen, eilte zu den Nachbarn, sie um Hilfe und Beistand zu bitten. Bereitwillig folgten ihr dieselben und gelangten nach kurzem Marsche in den Wald. Und kaum hundert Schritte vom Saume desselben entfernt, fanden sie, vom Schnee halb verschüttet, die beiden Kinder in tiefem Schlafe. Durch den Jubelruf der Mutter geweckt, öffneten sie die Augen, erblickten sie und baten sie schluchzend um Verzeihung. Statt aller Worte aber drückte sie die Mutter liebend an ihre Brust und eilte mit den Wiedergefundenen der heimischen Hütte zu. Auf dem Wege erzählten sie die jüngst erlebten Wunder. Die Nachbarn schüttelten ungläubig den Kopf und sagten, die Kinder wären dem Tode durch die Kälte nahe und hätten nur wunderliche Träume. Auch die Mutter dachte es still bei sich, sprach aber nichts, sondern dankte aus innerster Seele Gott ob des glücklichen Wiederfindens.

Aber welche Überraschung, als sie in ihre Hütte eintraten. Derselbe Christbaum, den sie im Zwergenschlosse gesehen, mit

all' den Geschenken, die sie dort erfreuten und betrübt, auch die beiden Reiserbündel und Theebüschel fanden sich wieder. Durch das Geäste der Tanne aber schlang sich ein rosenfarbnes Band, worauf zu lesen war: „Dies der Lohn der guten That!“

Zum Schlusse kann ich euch noch erzählen, dass die Mutter durch den Genuss des Thees vollkommen genas, dass sie aber auch reich an irdischen Gütern wurde, da die Äpfel und Nüsse, die sonst nur vergoldet sind, aus dem feinsten getriebenen Golde gearbeitet waren; die Glanz verbreitenden Lichtlein bestanden aus funkelnden Gesteinen, und die daran befestigten Ketten waren kostbare Perlschnüre.

Doch das Glück verwandelte die Herzen der Guten nicht zu ihrem Nachtheile, sondern sie theilten von ihrem Überflusse auch anderen reichlich mit, und der Segen der guten That von dazumal trug für alle Zeiten die reichsten Zinsen.

B. M a n n.

## Die Salzwerke von Wieliczka.

Unter dem Städtchen Wieliczka, bei Krakau in Galizien, liegen die unermesslichen Fundgruben, aus denen schon seit dem 13. Jahrhunderte unzählige Mengen des unentbehrlichsten Gewürzes, des Kochsalzes, an's Tageslicht geschafft werden. Die Salzwerke wurden im Jahre 1250 von dem Hirten Wielicz entdeckt, daher ihr Name. Das Salz wird bergmännisch gewonnen. Dem Auge des Besuchers thut sich da unten eine Welt voll Wunder auf, die selbst die kühnste Phantasie übertrifft und aller Beschreibung spottet. Man meint in ein Zauberreich versetzt zu sein. Fast 800 Fuß tief unter der Erde reiht sich Haus an Haus zu einer stattlichen Ansied-

lung, die von Straßen vielfach durchschnitten, von Menschen aller Art förmlich wimmelt. Fuhrwerk an Fuhrwerk zieht dahin mit dem blinkenden Salz beladen, fröhliche Bergleute wogen unter einander in lebendiger Geschäftigkeit. Und wölbt sich über die unterirdischen Räume auch kein blauer Himmel, so glänzt die hohe Salzdecke, von einer Menge von Lichtern erhellt, wie ein großer Edelstein, der aus Millionen kleinerer zusammengesetzt ist, die in allen Farben funkeln und eine feenhafte Pracht erzeugen. Alles in den ungeheueren Räumen ist aus Salz. Die schlanken, schön gebildeten Säulen, welche die Decke tragen, zwei Kapellen mit ihren Altären, ihren Kanzeln, ihren Statuen, die Gänge und Bögen des aus drei Stockwerken bestehenden Bergwerkes sind in und aus Steinsalz gehauen. Mehr als 500 Menschen leben hier jahraus jahrein; ein Märchen ist es aber, daß Menschen in diesem unterirdischen Reiche ihr Leben beginnen und schließen, ohne je das Tageslicht erblickt zu haben; im Gegentheil muß jeder Arbeiter empor in die Oberwelt, ihre Lebensluft zu athmen. Sie kehren aber stets wieder gerne zurück in den Schoß der Erde; wie könnte auch ein Menschenherz der Feenpracht widerstehen, die herniederlockt. Und fröhlich ist alles: der Bergmann und der Fuhrmann, der Knappe und der Meister, Vornehm und Gering. Nur die Rosse, die hier in einer Anzahl von mehreren hundert gehalten werden, gehen oft trübselig einher, ohne Sinn für all den Glanz und die Herrlichkeit, welche ihr Auge blenden und gar oft für immer. Dann müssen sie auch noch in ihrer Blindheit den Weg gehen, den sie so oft von Glanz umgeben zurückgelegt.

Ist ein großes Stück Salz losgesprengt worden, so wird das glückliche Ereignis mit Paukenschlag und Trompeten-

klang verkündigt. Die Stücke werden zerkleinert und emporgeschafft, und in eigenen Mühlen fein zerrieben. Aus den schön kristallisierten Stücken werden allerlei Schmuckfachen, Spielwerke u. dgl. verfertigt, die der Reisende gerne zum Andenken an Wieliczka und seine Wunder kauft und mitnimmt. Jährlich wird ein Fest, das Bergfest, gefeiert. An demselben wird in einer der festlich beleuchteten Kapellen ein feierlicher Gottesdienst gehalten und hernach in einem weiten buntgeschmückten Saal bei den Klängen der Bergmusik lustig getanzt.

Lenz.

### Johann Keppler.

So hoch ist noch kein Sterblicher gestiegen,  
als Keppler stieg, und — starb den Hungertod.  
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,  
drum ließen ihn die Körper ohne Brot!

Kästner.

Unter den Männern, die der Menschheit das große geheimnisvolle Buch des nächtlichen Sternenhimmels entzifferten, welche dem menschlichen Blicke die ewigen Gesetze der höchsten Weisheit erschlossen, die mit der hellflammenden Fackel der Aufklärung die tiefe Finsternis des Aberglaubens bannten, ragt Johann Keppler hoch empor. Mit seinem Lebensglücke bezahlte er der Wahrheit Priesterthum, mit allen Gütern dieser Welt die höhere Erkenntnis. Sein Lebensgang ist voll Dornen, doch während diese seinen Fuß verwundeten, hing sein Blick unverwandt an der Sternenwelt. Und nicht einmal im Gärtchen seiner Kindheit blühten viele Blumen. Johann Keppler wurde in Magstadt, einem Dörfchen bei der Stadt Weil in Württemberg, am 27. Dezember 1571

als Sohn armer Eltern geboren. Sein Vater, Heinrich Keppler, war ein vermögender Mann gewesen, aber durch einen falschen Freund um seinen ganzen Besitz betrogen worden. Aus Verzweiflung verließ er seine Familie, ließ sich im österreichischen Heere, das einen Feldzug nach der Türkei unternahm, anwerben und fand in der Fremde seinen Tod. Die ersten Bilder in Johann's Kindheit waren also trübe, und sie warfen auf des Knaben weiches Gemüth unverlöschliche Schatten. Da seine Mutter ihn und seine drei Geschwister nicht zu ernähren vermochte, kam er zuerst in seiner Tante und hernach in seines Großvaters Haus. Aber da fand der arme Knabe weder die Liebe, noch die Sorgfalt, die ihm bei seiner Mutter auch die herbste Entbehrung versüßte. Der Schule, des Knaben liebstem Aufenthalt, wurde er meist durch häusliche Beschäftigungen, ja eine Zeit lang dadurch entzogen, daß man den schwachen, fränklichen Knaben zu Kellnerdiensten in einem Wirtshause verwendete. Aber lagern sich um die Sonne noch so viele dunkle, schwere Wolken, sie dringt dennoch siegreich durch, und so drang der mächtige Geist in der gebrechlichen Hülle durch all die Hindernisse, die ein türkisches Schicksal auf seinen Lebensweg legte. Er erlernte durch eigenes Nachdenken und durch einen riesigen Fleiß bald so viel, daß selbst seine sorglosen Verwandten darin einen Fingerzeig der Vorsehung erblickten, der Knabe sei zu einem höheren Ziele bestimmt. Da er durch seine Schwächlichkeit weder zum Landmann noch zum Handwerker geeignet schien, so sollte er denn Geistlicher werden. Im Jahre 1589 wanderte Keppler nach Tübingen, wo er an dem dortigen Seminar auf herzogliche Kosten studierte. Bald hatte er sich durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und durch seinen reinen Lebenswandel einen guten Namen geschaffen,

und dennoch wurde er von seinen Lehrern mit schelem Auge betrachtet, denn er ergab sich den Forschungen ohne Rücksicht auf die beengenden Fesseln des damals herrschenden Aberglaubens, und er scheute sich auch nicht, seine freie Erkenntnis von dem Wesen der Dinge frei auszusprechen. Nur einer seiner Lehrer mußte den hohen Geist Keppler's richtig zu erkennen und neidlos zu schätzen, und diesem dankte es der junge Gelehrte vorzüglich, daß ihm jenes Reich erschlossen wurde, in dem er die Unsterblichkeit errang: die Mathematik und Astronomie. Damals war die Welt noch in dem traurigen Irrthum befangen, daß sich, wie der alte Astronom Ptolomäus lehrte, die Sonne mit den Sternen um die Erde drehe, ein Irrthum, der darum traurig genannt zu werden verdient, weil er eine Quelle des schrecklichsten Aberglaubens und dessen furchtbarer Gefellen wurde. Wohl hatte Nikolaus Kopernikus schon mehr als zwanzig Jahre lang sein bekanntes System aufgestellt, nach welchem sich Erde und Mond um die Sonne bewegen; aber der große Gelehrte mußte sein Werk vor der Welt verbergen. Erst am sinkenden Abend seines Lebens faßte er den Muth, es dem Drucke zu übergeben; das erste Exemplar versüßte noch seine Todesstunde, im Augenblicke des Scheidens von Welt und Weh' und Lust und Leid drückte er es wie ein geliebtes Kind an sein brechend' Herz. Und so mußten auch die, welche des großen Meisters Wahrheit mit hellem Geistesauge sahen und in dem Herzen trugen, den Mund verschließen und die große Erkenntnis als ein Geheimnis bewahren; die Verfolgung, welche jene erlitten, die bemüht waren, Licht und Aufklärung in der Welt zu verbreiten, war zu groß in jener Zeit geistiger Dämmerung. In geheimnisvoller Mitternachtsstunde, als sich der Menschen Auge geschlossen und die

Sternaugen des unendlichen Firmaments geöffnet hatten, saß Kepler zu den Füßen seines Meisters und sog die Lehre des Kopernikus von seinen Lippen, und all die trüben Bilder der Vergangenheit, die Zweifel in die Zukunft versanken vor dem Meer des Lichts, das sich nun in seinen Geist ergoß. — Die Studienjahre waren bald dahin — dem rastlosen Geiste sind lange Jahre schnell entschwundene Augenblicke. Obwohl Kepler mit ungewöhnlichen Kenntnissen ausgerüstet war, so blieb ihm dennoch die geistliche Laufbahn — er war Protestant — gänzlich verschlossen, denn er galt ja als Freigeist. Drum hieß er einen Ruf, den er als Lehrer für das Gymnasium in Graz erhielt, mit tausend Freunden willkommen. Aber auch dort sollte er das stille Glück, das er sich bei Forschen und Lehren dachte, nicht genießen. Es giebt zwei Arten von Kalendern, den von Julius Cäsar eingerichteteten und den von dem Papste Gregor XIII. verbesserten. Kepler gab nun einen Kalender nach dem letzten System heraus und erbitterte seine Glaubensgenossen und vor allem ihre geistlichen Führer damit auf's höchste; denn alles, was von Rom kam und von einem Papste, war in ihren Augen, selbst wenn es die beste Sache war, unbedingt verwerflich. Dieser Kalender enthielt nach der damaligen Sitte auch einige Prophezeiungen, die eines strengen Winters und naher Unruhen; Kepler hatte sie durch einfache Schlüsse aus den gegebenen Erscheinungen und Verhältnissen abgeleitet. Als diese Prophezeiungen nun wirklich eintrafen, kam Kepler in den Ruf eines Wahrsagers, und eine Menge Abergläubischer strömte dem Manne zu, der ihnen die Zukunft enthüllen sollte. Wie groß war die Versuchung, diesen Umstand zur mühelosen Erwerbung großer Reichthümer zu benutzen, doch er widerstand derselben tapfer und wies all' die Thörichten

ab, die sich nun schnell aus Bewunderern in die grimmigsten Feinde verwandelten. Doch unbeirrt um das Getriebe der falschen Menschen, setzte er die Beobachtung seiner Sterne, „die nie lügen“, fort und beglückte die Welt mit dem unsterblichen Werke „Geheimnisse des Weltalls“, einer glänzenden Rechtfertigung seines Vorbildes Kopernikus, des viel verleumdeten, viel mißkannten. Es war, als sollte ihm, dem die Sterne so freundlich winkten, wenn er sie grüßte, nun auch der Stern des Glückes leuchten. Er schloß mit einer reichen, adeligen Witwe den Bund der Ehe, den bald ein geliebtes Kind beglückte. Und nun den Himmel im Herzen tragend, wädhnte er einen festen Standpunkt im Leben errungen zu haben, wo ihn die Liebe geliebter Menschen kräftigte, den erhabensten Zielen nachzustreben. Aber ist je ein irdisches Glück beständig? Die finstere Gewitterwolke, die schon lange an Deutschlands Himmel drohend gestanden, der 30jährige Krieg, brach mit ihrer ganzen Schrecklichkeit los und zertrümmerte auch den stillen Tempel des Glücks, den sich Keppler erbaut. Er, der Protestant, wurde aus Graz verjagt, und da sein ganzes Hab und Gut in den liegenden Besizungen seiner Frau bestand, verließ er es als Bettler. Aber während die Zukunft wie Gespensterschatten nah und näher rückte, blieb sein Geist hell und klar; er durchforschte die wichtigsten Gesetze des Sehens und stellte besonders den Bau der Netzhaut und der Krystalllinse in dieser Zeit fest.

Aus seiner trostlosen Lage, in die ihn seine Ausweisung aus Graz versetzte, riß ihn der Ruf des berühmten Astronomen Tycho de Brahe, der an dem Hofe des gelehrten Kaisers Rudolf II. lebte und Keppler zu seinem Gehilfen zu haben wünschte. So groß nun Tycho's Verdienste waren, so fühlte Keppler doch seinen gleichen Wert nur zu sehr, als daß er

sich, wie es Tycho verlangte, vor einem andern gedemüthigt, oder das verleugnet hätte, was er für wahr hielt. Tycho de Brahe hatte ein System aufgestellt, das mit den Lehren des Kopernikus nicht übereinstimmte, und da Keppler seine Ansicht schonungslos und unbeugsam bestritt, rächte er sich dadurch, daß er ihm das Gehalt vorenthielt. Selbst nach dem Tode Tycho's änderte sich an der Sachlage fast gar nichts; denn obwohl Keppler vom Kaiser als Hofastronom mit 1500 Gulden Gehalt angestellt wurde, konnte er dennoch nie eine pünktliche Auszahlung erreichen, denn in des Kaisers Kasse war stets Ebbe. „Ich verliere meine Zeit durch unnützes Betteln an den Thüren des kaiserlichen Zahlamtes,“ jammert er zu einem Freunde. Und auch der letzte Trost, sein Weib und seine Kinder, wurde ihm vom unerbittlichen Schicksal geraubt, sie starben dahin, nachdem sie mit ihm gehungert und gebettelt. Und während das tiefste Weh seine Brust zerriß, stieg sein Geist doch immer höher die Himmelsleiter hinan, denn die drei Keppler'schen Gesetze, der Gegenstand der Bewunderung für Mit- und Nachwelt, verdanken der damaligen Zeit ihre Entstehung. Nach dem Tode Rudolf's II. wanderte Keppler einsam und gebrochen, nachdem jede Hoffnung auf Erlangung seiner Rückstände gänzlich geschwunden war, nach Linz.

Die Kriegesfurie und der finstere Geist seiner Zeit vertrieben ihn auch aus diesem Asyl. Die Baiern drangen in Oberösterreich ein, ihnen entzogen sich fast alle Protestanten Oberösterreichs durch die Flucht, mit ihnen auch Keppler. Außerdem traf ihn um diese Zeit die schreckliche Nachricht: seine Mutter sei als Hexe zum Feuertode verurtheilt. Mit banger Seele eilte er in die Heimat und nur mit der größten Anstrengung vermochte er es, dem blinden Wahn das theure

Opfer zu entreißen. Wer im Lichte unserer Tage lebt, vermag das Ungeheuerliche der „guten alten Zeit“ kaum zu glauben, und dennoch ist es kein Märchen, wenn uns die Chroniken der damaligen Zeit von Hunderten und Tausenden erzählen, die als Hexen und Zauberer den brennenden Holzstoß bestiegen. Der dreißigjährige Krieg durchraste bereits im Tigersprunge Deutschland, und Wallenstein, der ihn lenkte, hatte den höchsten Gipfel seiner Macht erstiegen. An diesen Gewaltigen wurde nun Keppler mit seiner immer erneuerten Geldforderung verwiesen und Wallenstein war zu ihrer Ausbezahlung und zu mehr bereit, wenn der große Astronom in seinen Dienst treten und ihm aus dem Laufe der Sterne, wie damals für möglich gehalten wurde, des Schicksals Orakel verkünden wollte. Doch Keppler lehnte es entschieden ab, falscher Priester eines Wahns zu sein und versetzte damit der Hoffnung, zu seinem Guthaben zu gelangen, den Todesstoß. Traurig sind die Irrfahrten des großen Mannes durch Deutschland, traurig das Ende seines dornenvollen, thatenreichen Lebens. Er starb auf dem Wege nach Regensburg, wo er vor dem versammelten Reichstage nochmals seine Rechte geltend machen wollte, am 15. November 1630.

Seinen Grabstein ziert folgender, von ihm selbst verfaßter Spruch:

„Einst durchmaß ich den Himmel, jetzt meiß ich den Schatten  
der Erde;  
jenem entstammte der Geist, hier ruht der Schatten des Leibs.“  
Heller.

### Eine Schwalbe.

In Paris ist ein altes Kaffeehaus, mit Namen Café Foy. Dort sah's einst recht trübselig aus, denn höchst selten

kehrte jemand darin ein, um sein Schälchen zu schlürfen oder sein Glas zu trinken. Eines Morgens, als der Kellner schlaftrunken in der Ecke nickte und der Besitzer des Café's mit trüber Miene auf all' die leeren Tische ringsumher blickte, trat ziemlich stürmisch ein Herr ein und bestellte ein Frühstück. Taumelnd sprang der Kellner auf, brachte das Verlangte, nicht ohne mit verdrießlichem Gesichte zu murmeln: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.“ Der Gast mag wohl die Worte gehört und ihren Sinn verstanden haben, denn, nachdem er einen Blick auf die allgemeine Leere ringsumher geworfen hatte, lächelte er mitleidig vor sich hin. Doch bald schwand das Lächeln von seinen Lippen, denn als er das Genossene bezahlen wollte, fand er seine Börse leer. Der Kellner, der dem Gaste die Störung aus seiner süßen Ruhe wohl nicht verziehen haben mochte, wollte dem Fremden durchaus nicht borgen und auf den immer lebhaftern Wortwechsel kam der Wirt herbei. Diesem erzählte der Gast seine Verlegenheit. „Bezahlen Sie mein Herr, wenn Sie uns nächstens wieder beehren,“ sprach der Wirt freundlich lächelnd. Mit herzlichem Danke wollte sich der Fremde entfernen, da bemerkte er in einer Ecke einen Farbentopf. „Sie sollen fogleich bezahlt sein!“ rief er aus, erfaßte den Topf, bestieg einen Tisch und malte vor den staunenden Blicken des Wirtes eine Schwalbe an die Decke. Dann setzte er den Namen „Horace Vernet“ darunter und entfernte sich. Einer der berühmtesten Maler Frankreichs hatte sich auf diese Weise seiner eigenthümlichen Schuld durch die Schöpfung eines Kunstwerkes entledigt, das nun jeder in Paris, dem die seltsame Geschichte zu Ohren kam, sehen wollte und das den Kaffeehausbesitzer bald zum reichen Mann gemacht hat.

R. Köhler.

## Die Seemonnen.

(Eine Schwarzwälder Sage.)

Die deutsche Sage ist gewiß einer der theuersten Schätze des deutschen Volkes, ein getreues, klares Spiegelbild seines geistigen Wesens. Darum müssen wir sie hoch in Ehren halten als Erzeugniß eines mit reicher und tiefer Phantasie beglückten Volkes, das auf der hohen Stelle, welche es anderen Nationen gegenüber in geistiger Beziehung einnimmt, die Bürgschaft in sich trägt für eine große und ruhmreiche Zukunft. — Eine Perle, die ich aus dem Schatzkästlein der volksthümlichen Sagen hervorgeholt, möge an dieser Stelle der lieben Jugend dargereicht werden.

An dem Punkte des Schwarzwaldes, wo der Nonnensee liegt, da stand ehemals ein Nonnenkloster, das aber längst verschwunden und nun vom Wasser bedeckt ist. Noch sind aber die Spuren in dem Felsen vorhanden, welche den Fahrweg bis zum See bezeichnen — ehemals der einzige Weg zum Kloster. Die Nonnen saßen noch oft am See, nachdem ihr Kloster untergegangen, und sangen Lieder; kam aber Jemand in die Nähe, so sprangen sie alle in's Wasser. Es waren allezeit ihrer zwölf. Sie tanzten sehr gern und kamen oft zu den Leuten in die benachbarten Thäler, aber stets nur Eine allein, und nie hat man gesehen, daß eine Speise oder Trank genommen hätte. Sie nahmen zwar von ihrem Tänzer das Glas an, als wenn sie Bescheid trinken wollten, berührten aber den Rand nur mit den Lippen, ohne zu trinken. Daher sagt man auch, wenn man einen Trunk einer Jungfrau zubringt und sie vom Weine bloß ein Bißchen nippt: „Sie trinkt wie eine Nonne, die an dem See ihr Liedlein singt.“

Diese Nonnen trugen weiße Kleider, waren fröhlich und guter Dinge, gaben aber keine Antwort, wenn man sie nach ihrem geheimnißvollen See fragte. Einen Tänzer, der solch' eine Frage an sie stellte, verließen sie augenblicklich und wurden nie wieder an diesem Orte gesehen.

Das Volk hatte sie sehr gerne als Gäste bei Hochzeiten, denn sie brachten der Braut Heil und Segen; daher giengen die Hochzeiterinnen drei Tage vor der Trauung an den See und luden sie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!“ Wollte nun eine Nonne der Einladung folgen, so merkte man es an einem Geplätscher im Wasser. Das Brautpaar mußte aber jeder Nonne, wenn sie beim Fest erschien, feierlich versprechen, ihr es sogleich zu sagen, wenn die Glocke Nachts zwölf schlug. Sie segnete das Brautpaar ein, ließ sich von ihm bis an die Hausthür begleiten, von den Leutchen die Hand zum Abschied küssen und verschwand dann auf der Stelle.

Diese Nonnen hatten eine eigene sittsame Art zu tanzen: sie schwebten nur in zierlichen Kreisen mit leisen Schritten über den Tanzboden hin.

Einmal geschah es, daß ein Brautpaar die Mitternachtsstunde vergaß, und als die Nonne fragte, welche Zeit es sei, war es schon Ein Uhr. Da sank sie mit einem Schrei zusammen und bat den Bräutigam, sie nach ihrem Wohnsitz zu begleiten. Als sie an den See kamen, blieb der junge Mann stehen, denn sie hatte ihm ihr Schicksal vorausgesagt und ihn gebeten, daß er es mit ansehen solle.

„Der Mond scheint hell,“ sagte sie, „wird der See weiß wie Milch, wenn ich in die Flut hinabsinke, so ist es ein gutes Zeichen; wird er aber roth wie Blut, so ist es um mich geschehen!“

Sie sprang hinein in das Wasser, aber sogleich schoß ihr Blut heraus und färbte die ganze Fläche dunkelroth. Der Bräutigam gieng traurig heim, und seitdem singen die Nonnen nicht mehr am See, wo sie sonst im Frühjahr an der Sonne sich wärmten.

F. A. Christian.

### Der Borkenkäfer.

Der Borkenkäfer ist ein kleines, nur 2 bis 3 Linien langes Insekt. Trotz seiner Kleinheit richtet er in den Fichtenzwäldungen aber großen Schaden an, ja ganze Wälder sind ihm schon zum Opfer gefallen. Von Farbe ist er schwarz, dabei langhaarig; seine Flügeldecken zeigen an ihrem Ende einen dreieckigen Ausschnitt. Hat der Borkenkäfer einen Baum gefunden, der ihm als Wohnung geeignet erscheint, so durchbohrt er die Rinde desselben und nagt sich, meist zwischen Rinde und Holz, einen aufwärts gerichteten Gang. Von diesem Gange aus werden alsdann eine Menge Seitenwege hergestellt, die zur Aufnahme der Käfererier dienen. Ist ein Seitenweg mit einem Ei versehen, so wird er mit Holzmehl zugemauert und so von dem Hauptgang getrennt. Die Eier verwandeln sich bald in gelbliche Würmer oder Larven, welche sich geschlängelte und immer breiter werdende Gänge anlegen. Eigenthümlich ist, daß diese vielen Gänge niemals zusammenstoßen. Wird von einem Baume, in welchem sich Borkenkäfer befinden, die Rinde abgetrennt, so zeigen sich auf der inneren Rindenfläche sowie auch auf dem nackten Stamme Figuren, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Buchstaben haben; daher heißt der Käfer auch Buchdrucker. Oft birgt ein Fichtenzweig über 20.000 Käferpaare, und da sich diese millionen-

weise vermehren, so ist es kein Wunder, daß der Baum zu kränkeln beginnt und abstirbt. Man hat gefunden, daß der Borckenkäfer sich mit Vorliebe in abgestorbenen und angefaulten Stämmen ansiedelt. Tritt er nun in einer Waldung auf, so pflegt man hier und dort einen Baum zu fällen; derselbe fällt sich nach und nach mit Käfern und wird schließlich sammt den Insekten verbrannt. Damit setzt man der Verbreitung des schädlichen Thieres wohl Schranken, doch läßt es sich mit diesem Mittel nicht gänzlich vertilgen. Auch der Specht, der es sonst doch meisterhaft versteht, unter dem Waldungezieser aufzuräumen, kann des schädlichen Holzwurmes nicht überall Meister werden.

Sehen.

### „Landgraf, werde hart!“

Landgraf Ludwig war ein milder Herr von sanftem Gemüthe, der vertrauensselig seine Umgebung mit vieler Nachsicht und Güte behandelte. Die Höflinge erhoben ihn um dessentwillen in seiner Gegenwart stets über die Maßen, sobald er aber den Rücken gekehrt hatte, verhöhnten und verspotteten sie ihn, und nannten ihn einen Thoren, der zur Regierung nicht taugte. Das arme Volk, das Ludwig von seinen Beamten auf's beste regiert wähnte, seufzte unter der ungeheuersten Last von Bedrückungen und verwünschte den Landgrafen und seine schändlichen Rätthe.

Eines Tages veranstaltete Ludwig eine große Jagd und verirrte sich bei der Verfolgung eines Wildes so weit von seinem Gefolge, daß er es trotz vieler Versuche nicht wieder erreichte. Er ließ das Hifthorn durch die Wildnis ertönen, doch niemand antwortete als der Widerhall. Immer näher und näher zog die Dämmerung heran, der Mond und das

Sternenheer zogen am Himmel herauf und der Landgraf hatte noch immer keine menschliche Wohnung erreicht. Da zuckte eine dunkle Glut durch die vom Schleier der Nacht umhüllten Bäume, mit Entzücken eilte Ludwig darauf zu und stand bald vor einer einsamen Waffenschmiede. Da stand die Riefengestalt des Meisters mit weit auf die Brust wallendem Barte, von den rüstigen Gefellen umgeben, und mit mächtigen Hieben trafen ihre Hämmer das rothglühende Eisen, das ein Funkenmeer um sie her stob und es durch die nächtliche Waldstille wie Glockenklänge tönte. „Gott grüß Euch, wackerer Meister!“ rief der Landgraf den Schmied an, nachdem er ihm eine Weile zugehört, „wollt Ihr einem verirrtten Jägermann wohl sagen, wo er sich befindet, und ob er bei Euch ein wirklich Obdach finden kann?“ „Ihr seid zu Ruhla in der Waffenschmiede und ich weigere keinem ehrlichen Mann ein Obdach; doch wer seid Ihr?“ „Ich bin des Landgrafen Jäger,“ sprach Ludwig, der mit einem schlichten Wams bekleidet war. „Des Landgrafen!“ rief der Meister mit einem wildem Hohngelächter aus, des weichen, barmherzigen Herrn, den seine Hofleute höhnen und dem seine Uuterthanen fluchen! Ich hätte nicht übel Lust, Euch fortzujagen wie einen Hund, — doch nein, ich will Euch's nicht entgelten lassen. Dort im Heuschuppen mögt Ihr ruhig übernachten; doch Mann, ich sage Euch, suchet Euch einen andern Herrn, mit dem Landgrafen hebt ihr wenig Ehre auf!“ Und wieder stieß der beruhte Riese ein wildes Hohngelächter aus und schlug auf das Eisen mit solch' ingrinniger Gewalt, das es in Stücke sprang. Die ganze Nacht hindurch zischten die Blasebälge, sprühte das Feuer, hämmerte der Meister. Und während das Eisen im Ofen glühte, erzählte der Schmied, wie die Diener des Markgrafen die Männer erschlugen, die Witwen

beraubten, die Bauern brandschatzten, den Bürger plünderten, wie es keinen Richter gäbe im ganzen Lande, wo der Unterdrückte sein Recht erlangen könne und wie mit jedem Morgen der Jammer zum Himmel emporsteige und wie mit jedem Abend ein Thränenstrom die Erde netze. Und wenn das glühende Eisen auf dem Ambos lag, da schlugen Meister und Gefellen mit Macht darauf, daß die Funken stoben und der Schmied rief, daß es weithin dröhnte: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart!“ Und der Landgraf, der Alles gehört, und der wie auf glühenden Kohlen gelegen die ganze Nacht, der Landgraf wurde hart. Als er heimgekehrt war in seine Burg, da hielt er strenges Gericht und immer mehr und mehr schwand der Schleier, mit dem sein weiches Gemüth seinen Blick umflorte und er schauderte vor dem Anblick des Entsetzlichen, das in seinem Namen geschehen. So strenge nun Ludwig austrat, so trösteten sich die Höflinge damit, die finstere Wolke des Grimmes werde bald schwinden vor den Stralen ihrer Schmeicheltrede und vor des Landgrafen angeborener Sanftmuth. Doch der Schmied zu Ruhla hatte Ludwig hart geschmiedet und als kein Zweifel über seine veränderte Sinnesart mehr möglich war, da verbanden sich einige Ritter, dem Landgrafen ihre frühere Gewalt mit dem Schwerte in der Faust abzutrotzen. Doch Ludwig bezwang sie, ließ sie gefangen setzen und Paar und Paar bei Naumburg an der Saale an einen Pflug in's Joch spannen und ackerte mit ihnen ein weites Feld, wobei er der wohlgezielten Geißelhiebe nicht sparte. Er ließ den Acker hernach mit Steinen bezeichnen und nannte ihn den Edelacker. Von dieser Zeit an wagte sich niemand in Trotz gegen den Landgrafen, den man „den eisernen“ nannte, zu erheben, jeder fühlte das Joch, in das Ludwig's Faust die stolzen Her-

zen der Ritter und Edlen gezwungen und das Volk erhob seinen Herrn in stolzer Lobpreisung und pflegte noch lange von einem, der strenger unbeugsamer Gemüthsart war, zu sagen: „Der ist hart geworden zu Ruhla in der Landgrafenschmiede.“

### Erfindungen.

Die Erfindung des Kompasses, welche dem Italiener Flavio Gioja zugeschrieben wird, fällt in das 14. Jahrhundert. Sie übte einen großen Einfluß auf die Schifffahrt aus, da nun erst weite Reisen auf dem endlosen Meere unternommen werden konnten, ohne daß die Schiffer eine Verirrung zu besorgen brauchten.

Zur Umgestaltung des Kriegswesens trug ganz besonders die Erfindung des Schießpulvers bei. Das Pulver soll den Chinesen, Indern und Arabern schon in uralten Zeiten bekannt gewesen sein, in Europa aber lernte man es erst im Jahre 1354 kennen, und zwar durch den Franziskanermönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau. Schwarz, so wird erzählt, mischte Salpeter, Schwefel und Kohle zusammen und stellte die Mischung in einem Gefäße an das Feuer. Da fiel von ungefähr ein Funke hinein, und krachend flog das Gefäß in Stücke. Die Verwendung der neuen Erfindung für den Krieg lag nahe. Anfangs verfertigte man nur grobes Geschütz, aus welchem das Pulver Steine und eiserne Kugeln schleuderte, bald aber wurden auch kleine Kanonen und Büchsen hergestellt. Vor den Schützen, deren Kugeln aus weiter Ferne trafen und durch jeden Panzer schlügen, verschwanden die Ritter; auch deren Burgen, die

auf steilen Höhen bisher jedem Angriffe Trotz geboten, verloren durch die Kanonen ihre alte Bedeutung.

Ueberaus segensreich wirkte die Erfindung der Buchdruckerkunst. Schon im 14. Jahrhundert stellte man Spielkarten, Heiligenbilder mit Beschreibungen und Denksprüchen in der Weise her, daß man die Figuren in Holztafeln schnitt und dann mittelst dieser Tafeln zum Drucke schritt. Um das Jahr 1440 kam Johann Gutenberg in Mainz auf den Gedanken, jeden Buchstaben für sich allein herzustellen und darnach die einzelnen Buchstaben zu Wörtern aneinander zu reihen. So wurde es ihm möglich, die Buchstaben nach vollendetem Drucke auseinander zu legen und sie wieder zu neuen Wörtern und Sätzen zu verbinden. Anfangs nahm er zur Herstellung der Buchstaben oder Lettern Holz, später Metall. Seine Druckfarbe machte er aus Tinte und Lampenruß. Da es ihnen an Mitteln fehlte, seine Druckerei gehörig einzurichten, so verband er sich mit dem Goldschmied Johann Faust, der ihm gegen Verpfändung seiner Druckereigeräthe Geld vorschoss, und mit Peter Schöffer, der das Letternmetall und die Druckerschwärze erfand. Nun konnte Gutenberg sein Geschäft recht in Schwung bringen; aber als er sich seines Erfolges zu freuen begann, verlangte Faust den geleisteten Vorschuss zurück, und da Gutenberg denselben noch nicht zu zahlen vermochte, mußte er Faust die ganze Druckerei überlassen und starb endlich als ein armer Mann. — Das erste Buch, welches Faust zu Stande brachte, war eine lateinische Bibel. Dieselbe kostete sechzig Goldgulden, während sie früher, wo sie geschrieben werden mußte, auf das Zehnfache zu stehen kam. In der ersten Zeit behandelte man die Buchdruckerkunst als ein Geheimniß, als aber ein Krieg ausbrach und ein feindliches Heer in

Mainz eindrang, entflohen die bis dahin in einer Art von Gefangenschaft gehaltenen Buchdruckergehilfen nach allen Richtungen und breiteten so die Kunst in allen Ländern aus. Keine Erfindung hat so segensreiche Folgen gehabt, denn durch sie ist Bildung und Gessittung in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft verbreitet worden. Zessen.

### Ein Urwald und seine Bewohner.

Unter dem Äquator breiten sich die großen Urwälder aus, die brasilianischen, die zentral-afrikanischen und die der asiatischen Inseln. Jeder ist eine dichte, weit ausgedehnte Pflanzenmasse, beständigem Regen ausgesetzt und eine Welt voll Leben in sich selbst tragend. Alle Reisenden sprechen von der Niedergeschlagenheit und Scheu, die sich ihrer angeichts eines tropischen Urwaldes bemächtigte. Alles ist hier seltsam gebildet, die Blätter, Pflanzen und Blüten sowol, als die Bäume, welche sie tragen. Und dennoch ist der breite, abgerundete Rand des brasilianischen Waldes jenem des europäischen nicht so unähnlich, als man glauben sollte. Der Unterschied liegt nur in der ungeheuren Größe der Bäume, in der Fremdartigkeit jeder besonderen Form und in der tiefgrünen Farbe der Blätter.

„Ein Meer von Grün“ ist die übliche Bezeichnung für den tropischen Wald, und in der That ist der erste Eindruck, den man von seiner unermesslichen Einförmigkeit und seinen Blätterwellen empfängt, der eines Ozeans. Hundert Palmenarten mischen sich mit *Ceiba s*, deren Stamm wie geschwollen aussieht, und riesige *Mora s*, brasilianische Nüsse und *Kuh*-bäume stehen, zweihundert Fuß über dem Boden aufwachsend,

gleich Thürmen zwischen den übrigen Bäumen. An einzelnen Stellen bilden Farren und Sträucher ein dichtes Unterholz, an anderen ist der Boden ein bloßer Sumpf, wo außer Pilzen, die das Dunkel lieben, nichts wächst.

Wenige Bäume tragen Blumen, wie es denn überhaupt ein Gesetz der großen Natur zu sein scheint, daß Bäume, welche beständig Blätter tragen, selten schöne Blüten hervorbringen. In den verschieden geformten grünen Massen würde deshalb wenig Farbe sein, wenn die Lianen\*) nicht wären. Diese Kriechpflanzen gleichen Kletterbäumen von bedeutender Größe. Ihre biegsamen, bänderartigen Zweige um den nächsten Baum schlingend, verschaffen sie sich eine feste Stütze und verbreiten sich in labyrinthischen Gewinden von Baum zu Baum, indem sie einen Reichthum glänzender Blumen entwickeln, der das Zwielicht des Waldes durchstrahlt. Zuweilen stirbt der Baum in der Umarmung seines schönen Schmarozers und wird nun von der Liane, die jetzt so groß, wie er selbst ist, am Fallen gehindert.

Nichts kommt zur Ruhe, denn jedes lebende Wesen hat einen schweren Kampf um seine Existenz auszufechten. Wärme und Feuchtigkeit sind die beiden großen Kräfte, welche beständig daran arbeiten, alles am Leben zu erhalten. Der tropische Regen hat nicht nur den Urwald zu nähren, er gibt auch dem Amazonas und seinen Zuflüssen die ungeheuren Wasserfluten. Diesem Übermaß von Regen und Sonnenschein verdankt die Natur ihre wunderbare Frische. Fortwährend quillt Leben hervor und versteckt und verzehrt das Abgestorbene. Hier im Urwalde vollzieht sich das Knospen, Blühen und Reifen, das in Europa das Werk von Monaten ist, in wenigen Tagen.

\*) Schlingpflanzen.

Nach einem Orkan oder nach den häufigen Stürmen der Regenzeit genügen wenige Tage, dem Wald seine ganze fröhliche Kraft wieder zu geben. Man sieht noch viele einzelne entwurzelte Bäume und der Boden ist noch mit abgerissenen Blättern bestreut, aber das Treiben und Wachsen erreicht gerade jetzt seine wunderbarste Geschwindigkeit.

In jeder Stunde des Tages und der Nacht erwacht irgend ein lebendiges Geschöpf zur Thätigkeit. Bei Sonnenaufgang ertönt ein allgemeiner Chor von lautstimmigen Thieren, wie Affen und Papageien, die stoßweise ihr Geschrei erheben, und den ganzen Urwald in Aufruhr bringen. Mit der höher steigenden Sonne läßt der Lärm allmählig nach, bis er um Mittag endlich ganz verstummt. Die Todtenstille wird nun von seltsamen Tönen zeitweilig unterbrochen, die weder der weiße Jäger, noch der Indianer zu erklären im Stande ist. Bates, ein Reisender, sagt von diesen Tönen, daß sie die Seele in der unermesslichen Einsöde wunderbar berühren. Die Indianer schreiben all' dieses unerklärliche Geräusch dem Geiste der Wälder zu. Sie glauben, daß in ihnen und den Stimmen der Natur ringsum die Gottheit spreche.

Die glühende Mittagshitze treibt fast alle Thiere an, den kühlenden Schatten aufzusuchen. Nur die Schlangen und der Kaiman oder Alligator, ein untergeordneter Vetter des Krokodils, schlürfen die glühenden Strahlen mit Behagen ein. Neigt sich endlich die Sonne dem Untergange zu, so beginnt ein neuer mächtiger Chor, in den auch der hungrige Jaguar, Panther und Tapir ihre Stimme mengen, abgesehen von den lärmenden Fröschen, der Eule und der Fledermaus, welche die Nacht immer begleiten. Letztere kommt unter den Tropen in einer furchtbaren Gattung, der des blutsaugenden Vampyr, vor.

In dieser Zeit strömen Blumen und Früchte ihren süßesten Duft aus und es zeigen sich Schwärme von Ziegenmelkern, mit der Jagd auf Insekten beschäftigt. Dieser unschuldige und vielverleumdete Vogel schläft auf dem Boden oder auf einem niedrigen Zweige und braucht kein Nest, da er seine Eier auf die bloße Erde legt.

Während der Nachtzeit hört man das Krachen eines stürzenden Baumes, das klägliche Winseln des Faulthieres, das um Mitleid zu bitten scheint, während es langsam an der unteren Seite eines Zweiges hinkriecht, den Schrei des Kaimans, häßlich und schrecklich zugleich, denn er bedeutet, das das Ungeheuer auf Beute ausgeht.

Zuweilen läßt der Jaguar sein Gebrüll vernehmen. Er hält Jagd oder er hat sich in der Wildnis verirrt und lebt dann, der Schrecken der Affen und Vogel, wochenlang auf den Bäumen. Genau vor Sonnenuntergang erhebt der Brüllaffe ein entsetzliches Geseul.

Nach und nach verhallen diese Töne und die nächtliche Ruhe scheint gekommen. Aber plötzlich erhebt sich wieder der Schrei eines wehrlosen Thieres, das von dem heranschleichenden Räuber menschlins angefallen und zu Tode verwundet wurde. Dies ist das Signal für die übrigen Waldbewohner, welche alle erschreckt und wild durcheinander fahren. Wenn dergleichen geschieht, so ist es mit der Ruhe dieser Nacht vorbei.

Unter den Vögeln haben nur wenige, wie der Orgelvogel und der Glockenvogel, eine schöne Stimme. In der Regel haben die brasilianischen Singvögel gleich den unsern ein dunkles Gefieder. Die Prachtstücke der gefiederten und geflügelten Welt sind die Kolibris und die Schmetterlinge. Die Vögel legen das ganze Jahr und finden in den massenhaften Insekten stets Nahrung im Überfluß.

Ameisen existieren in allen erdenklichen Arten und myriadenweise. Die Feuerameise entvölkert im wörtlichen Sinne große Bezirke, da Menschen und Thiere vor ihrem furchtbaren Gebiß die Flucht ergreifen, während auf der anderen Seite die Termiten oder weißen Ameisen im System der Natur eine nützliche Rolle spielen, da sie die faulenden Pflanzentheile vertilgen.

Von den menschlichen Bewohnern sind es die Indianer, welche an Zahl schwach und vor jeder Berührung mit der Zivilisation der Weißen zurückschreckend, hier ein wildes, einsames Leben führen. Eine erbärmliche, mit Palmenblättern gedeckte Hütte, die einige irdene Töpfe und eine Hängematte enthält, ist ihre Wohnung, um die sich gewöhnlich eine kleine, mit Bananen und Moniak bepflanzte Lichtung zieht.

Die Frauen bestellen das Land, während die Männer jagen und fischen. Gekochte Ameisensprenger und rothe Affen sind ihre gewöhnliche Fleischnahrung.

Einige Stämme, die harmlosesten und ärmsten von allen, ziehen umher, bleiben nur kurze Zeit an derselben Stelle und leben ausschließlich von Früchten und Fischen. Ihre Geschichte ist so dunkel wie die der meisten Wilden; selbst die Überlieferung schweigt bei ihnen. Sie wissen nicht, woher sie gekommen. Zweifellos sind sie für dieses Klima nicht bestimmt gewesen, denn sie leiden von der Hitze eben so viel, wie der Weiße, obgleich es den Anschein hat, als wäre ihr Geschlecht mit dem Urwald entstanden und gewachsen, so sehr sind ihnen seine pfadlosen Wildnisse vertraut.

Von ihren alten Jägern unterrichtet und mit der Sonne als Führerin, erkennen sie den rechten Weg an einem gebrochenen Zweige, an einem krummgewachsenen Baume, an einem ausgewählten Loch, an einem Vogelnest. Ihre Welt ist der

Wald und der Fluss, jener mächtige Amazonas, der seine Wogen durch den Kontinent wälzt und ihn wie ein Meer scheidet, so daß die Affen des nördlichen Ufers von denen des südlichen wesentlich verschieden sind.

Auch die Insekten und sogar einige Vögel sind nicht im Stande, über den ungeheuren Raum wegzufiegen. Wohl tausend englische Meilen, bis zur Mündung des Rio Negro, weht der Passatwind den Amazonas hinauf.

Nach dem Innern zu sprechen die Indianer-Stämme jeder seine eigene Sprache. Längs der Küsten des Meeres herrscht auf einer Strecke von 2500 englischen Meilen blos eine einzige Sprache, das Töpe.

So werden die Menschen durch eine Wasserstraße verbunden und gleichwohl getrennt! — F. A. Christian.

## Das Rennthier.

Was dem Bewohner der glühendheißen Wüste das Kamel, das ist das Rennthier dem Bewohner des kalten Nordens. Es ist sein Hausgenosse, der treue Freund seines einsamen, freudenarmen Lebens geworden, es hat ihm eine Heimat gegründet; denn ohne dieses Thier wäre ein menschliches Dasein in den Regionen des Eises kaum denkbar. Seine Milch und sein Fleisch nährt den Polarbewohner, sein Fell kleidet ihn, deckt und schützt seine Hütte und hält sie warm, den Kahn zum Fisch- und Robbenfangen umgibt es mit einer wasserdichten Hülle. Aus dem breiten Geweihe werden Messer, Gabeln und andere Werkzeuge bereitet, die Klauen dienen zu Trinkgeschirren, selbst die Sehnen und Gedärme werden zu Fäden und Stricken verarbeitet — man kann sagen, auch

nicht das Geringste an diesem Thiere bleibt vom Menschen unbenutzt.

Und für diese Fülle und Gaben verlangt es von dem Menschen fast nichts, es bedarf der Sorgfalt nicht, die der Landmann bei uns auf die Nahrung und Wohnung der Hausthiere verwenden muß; mit seinen gespaltenen Hufen und seiner schwieligen Schnauze gräbt es sich unter dichter Schneehülle seine Nahrung — die Rennthierflechte — selbst hervor, und seine Wohnung, ist sie auch nur nothdürftig vor Sturm geschützt, genügt ihm vollkommen.

Das Rennthier ist der uneigennützigste Wohlthäter desjenigen Menschenstammes, den die Natur unter allen Bewohnern der Erde am wenigsten bedacht. Nur ein Trieb ist es, dessen Befriedigung das Rennthier vom Menschen mit einer Entschiedenheit fordert, die man bei dem sanftsten Thiere kaum suchen würde, es ist der Wandertrieb. Hoch oben in Finnmarken breiten sich unendliche sumpfige Ebenen aus, die reichlich Rennthiermoos tragen und in der kälteren Jahreszeit des Rennthiers liebster Aufenthalt sind. Doch kaum erscheinen die ersten, sonnigen Tage, so ist mit ihnen auch jene Plage da, die dem Thiere die üppigen Weideplätze verleidet, ungeheure Mückenschwärme stellen sich ein und verfolgen nicht allein das Rennthier, sondern auch den Menschen auf die schrecklichste Weise. Nun gibt das Rennthier durch allerlei wilde Sprünge zu erkennen, daß es ihm Bedürfnis ist, auszuwandern und diese Gegenden mit den am Meere gelegenen zu vertauschen, die kühler sind und wo die Mückenschwärme durch die heftigen Luftströmungen verjagt werden. Ist der Herbst nahe, so regt sich in den Thieren wieder mächtig der Wandertrieb nach dem Gebirge und ihr Herr kommt demselben getreulich nach. Weiß er doch, daß sonst seine Herde sich in

zügelloser Flucht auflösen würde, denn dieser Trieb ist mächtiger als die strengste Gewöhnung und die treueste Anhänglichkeit.

Ein solcher Wanderzug ist nicht ohne Reiz. Hundert bis tausend Rennthiere traben dahin durch die öden Wüsteneien, die tiefe Stille, die ringsumher herrscht, wird nur von dem hellen Ton der Glocken unterbrochen, welche die Leitthiere am Halse tragen. Die Familie des Lappen beschließt den Zug, den wachsame Hunde umgeben. Die stärksten Thiere sind mit der Habe ihres Herrn belastet; sie wird so oft als möglich vertheilt, denn das Rennthier vermag weniger zu tragen, als es nach seinem gedungenen Körperbau den Anschein hat. Es kann auch, in den Schlitten gespannt, nicht mehr als eine Person mit wenigen Pfund Gepäck ziehen, obwohl es sehr schnell und ausdauernd zu laufen vermag.

Für den Fremden gewährt das Melken der Thiere den anziehendsten Anblick. Während die Alten lammfromm dastehen und mit mildem Blicke dreinschauen, springen die Jungen muthwillig umher, stoßen mit den Hörnern und treiben andere lose Streiche. Die Milch wird in der mannigfaltigsten Form gebraucht. Die häufigste Anwendung findet sie zu Käse, den man aufbewahrt; mit Mehl oder Blut gemengt bildet sie als Suppe die tägliche Nahrung für die ganze Familie, und so nährend sie ist, so wohlschmeckend wird sie befunden. Man läßt die Milch auch gefrieren, schneidet sie in Tafeln und hebt sie für den Winter oder für weitere Reisen auf. Die Hürden für die Rennthierherden sind unmittelbar neben der Wohnung des Lappen. Diese wird meist in der Nähe eines Nadelbaumes aufgeschlagen und besteht aus einem Wohnzelte und einem Zelte für die wenigen Geräthschaften, die der Mensch selbst hier, wo sich seine Bedürfnisse auf das Nothwendigste beschränken, nicht ganz entbehren kann

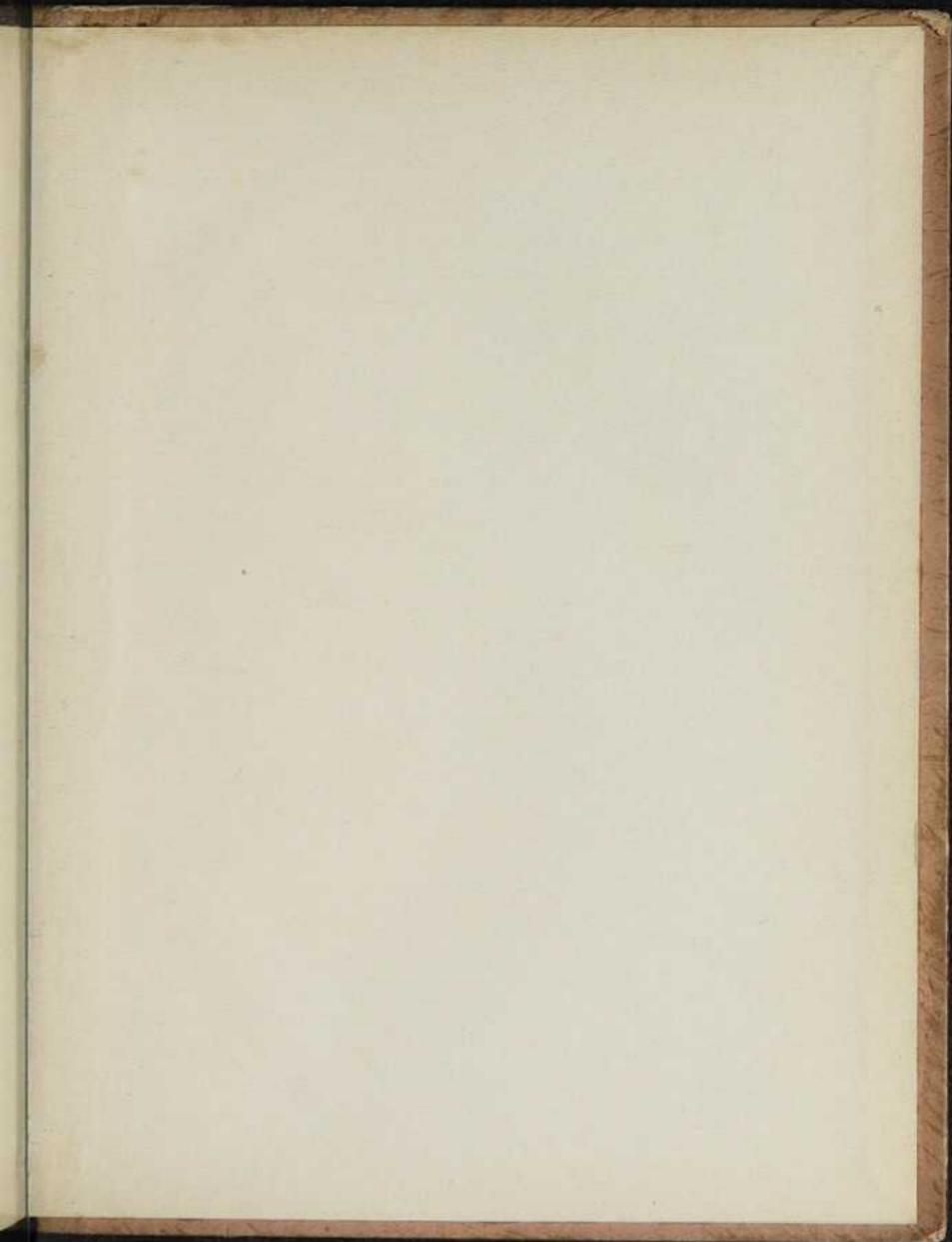
und zu deren Verfertigung neben den Knochen der größeren Wasserthiere und dem Holze verkrüppelter Bäume wieder das Rennthier die wichtigsten Stoffe liefert. F. Schmidt.

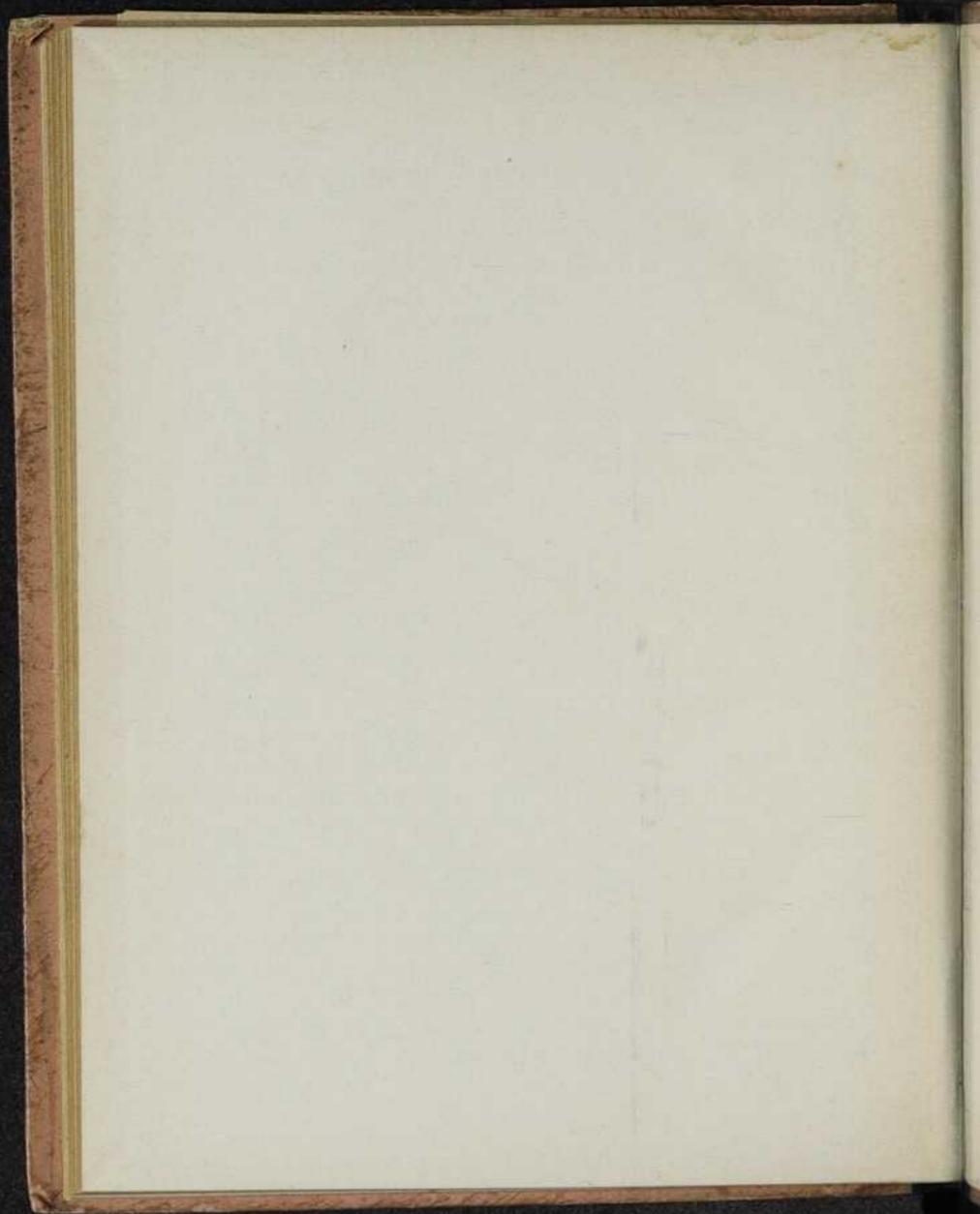
### Eine theuere Bude.

Der Hyde-Park in London ist eine öffentliche Anlage, in der Arm und Reich Erholung und Belustigung sucht und findet. Eines Tages ritt auch der König Georg der Zweite von England in den Hyde-Park, und traf daselbst einen Soldaten, der auf einem Stelzfuße einherhumpelte. Des Königs scharfer Blick hatte in dem Invaliden bald einen jener Kämpfer erkannt, die mit ihm die Schlacht bei Dettingen geschlagen; er sprach ihn mit großer Theiligkeit an und erkundigte sich, wie es ihm gehe. „Ach, Herr König,“ erwiderte der Soldat, „wie soll es einem Soldaten gehen, der nicht mehr dainschlagen darf und durch's Leben humpelt. Mein Stückchen Brot hab' ich durch die Gnade meines Königs und es schmeckt süß, wenn's auch trocken ist.“ „Kann ich für dich etwas thun?“ fragte Georg II. „Allerdings, Herr König, allerdings,“ antwortete der Soldat und konnte seine Verlegenheit kaum bemeistern, „und wenn Ihr nicht zu mir in den Hyde-Park gekommen wäret, so hätte ich Euch in Euerem Schlosse aufgesucht. Meine Frau hält da draußen vor dem Park einen Obsthandel; seid so gnädig, Herr König, und schenket uns den Platz, wo ihr Kram steht, damit sie sich dort eine Bude errichten kann.“ Der König lächelte und sagte dem Kriegskameraden die Erfüllung seiner Bitte zu. Tags darauf wurde diesem die Schenkungsurkunde und ein ansehnliches Geschenk aus dem Kabinete des Königs zugestellt. Nun blühte der Handel in der neuen Bude rasch empor und der

Invalide gelangte zu solchem Wohlstand, daß er seinen Sohn zu einem Advokaten heranbilden lassen konnte.

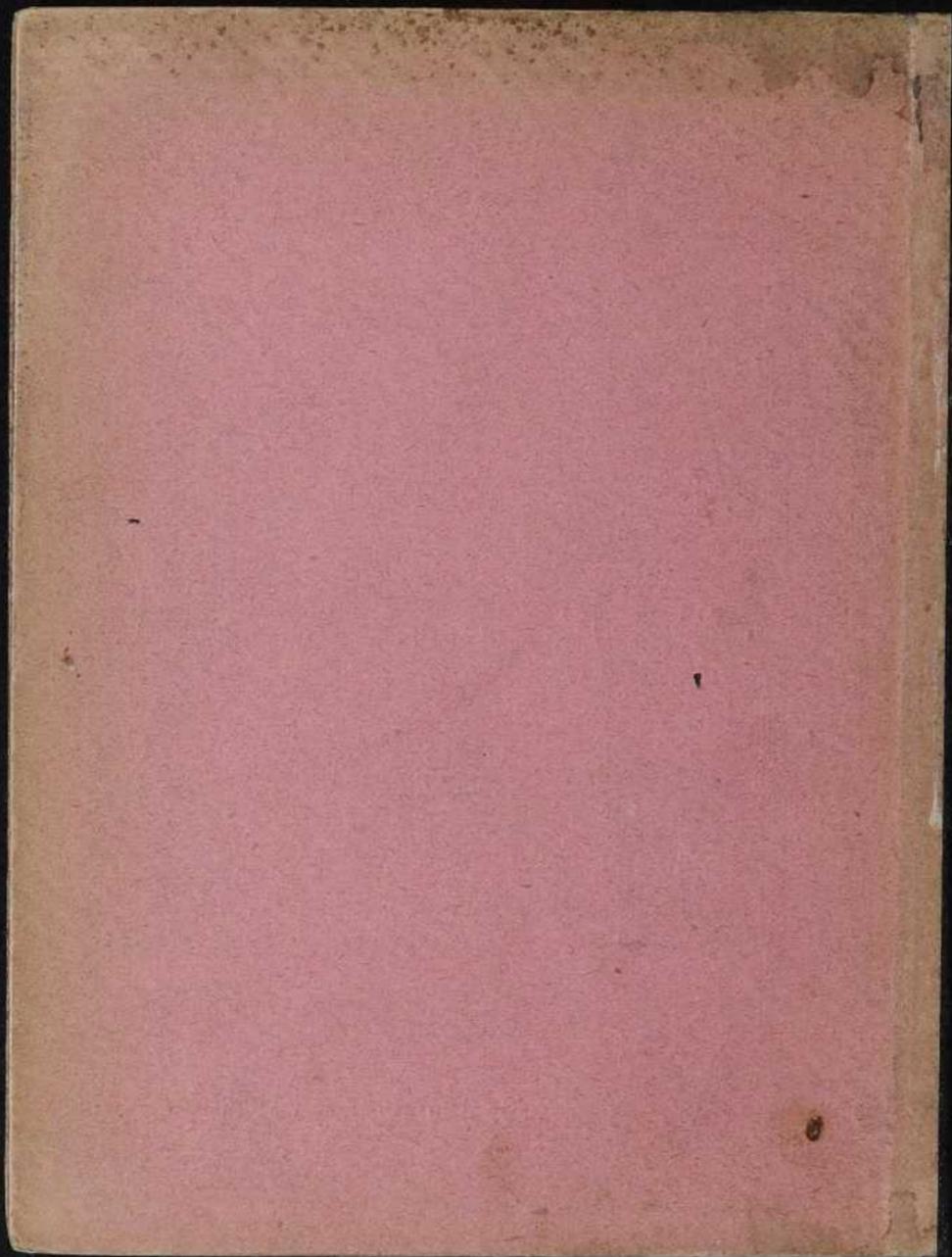
Jahre waren dahingeflossen, Georg II. und der Invalide waren todt, die Bude vor dem Hyde-Parc stand noch immer und die alte Frau verkaufte ihr Obst nach wie vor. Da warf der Lordkanzler ein Auge auf den Platz, wo die Bude stand, er ließ sie, ohne sich um Urkunden und Bitten zu kümmern, abtragen und den Grund zu einem Palast legen. Weinend lief die Obstfrau zu ihrem Sohne, dem Advokaten, und erzählte ihm, was geschehen war. „Mein Handel ist ruiniert und der Lordkanzler ist ein zu hoher Herr, als daß man sich ihm widersetzen könnte!“ rief sie betrübt aus. Doch der junge Advokat wußte zu helfen. Mit der Urkunde in der Hand gieng er zum Kanzler und überzeugte ihn bald von der Ungesetzlichkeit seiner Handlung. Dieser übergab nun dem Advokaten eine namhafte Summe zur Entschädigung und glaubte damit die Sache beigelegt. Der Advokat aber nahm die Summe nicht an, sondern verlangte von dem Minister für seine Mutter ein Jahresgehalt von 400 Pfund Sterling, denn so viel würde der alten Frau ihr blühender Handel in den folgenden Jahren gewiß getragen haben; weigere sich der Lord, so brauche er nur sein eben vollendetes Haus vor dem Hyde-Parc, daß der alten Obstfrau nichts nütze, abtragen und die Bude wieder aufstellen zu lassen. Sollte sich aber der Lord weigern, das eine oder das andere zu thun, so werde er, der Advokat, sein Recht vor den Schranken des Gerichtes suchen. Der Minister sah ein, daß ihm hier nichts anderes übrig bleibe, als auf das Verlangen des Advokaten einzugehen, und so erhielt die Frau jährlich 400 Pfund Sterling und noch heute erhalten es ihre Nachkommen von den Nachkommen des Ministers.





S RD, 7/83

€4.40



11833

# Gannengrün.

Ein Büchlein

zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben

von

S. Heller und A. Chr. Bessen.

Zweite Auflage.

Wien.

Druck von Karl Rauch.



ZS 175

C3

UB BIELEFELD

9.17

990/4483330+01



K

KLZ

99

ZS 175

C3